Einzelpreis 70 Heller.

Redaktion und Verwaltung: Prag, II., Hauptplatz num. 32.

Telephone: Tagesredaktion: 6795. Nachtredaktion: 6797.

Postscheckamt: 57544.

Inserate werden laut Tarif billigst berechnet. Bei öfteren Einschaltungen Preisnachlaß.

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen: Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post:

monatlich .... Kč 16.—
vierteljährlich .. „ 48.—
halbjährig .... „ 96.—
ganzjährig .... „ 192.—

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einsendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

4. Jahrgang. Mittwoch, 20. August 1924. Nr. 196.

Königlich preußischer Nationalsozialismus.

Eine der teuersten Stätten des deutschen Volkes, der die Größten der Nation — Goethe und Schiller — den Stempel ihres vorwärtsfliegenden Geistes aufgedrückt haben, hat dieser Tage ein Schauspiel erlebt, das in seiner Art auch historisch zu nennen ist, wenngleich die Geschichte den Weimarer Parteitag der nationalsozialistischen Freiheitspartei nur als hervorragendes Beispiel absurdester Verirrungen gewisser Volksteile werten wird, die gehirnlos auch einer bis zur Lächerlichkeit degradierten Bewegung noch nicht Ade sagen. Der Parteitag der Völkischen in Weimar trat in dem Augenblick zusammen, als die Krise dieser Bewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Nachdem der tragikomische Münchner Putsch die Blase des nationalsozialistischen Irrsinns zum Platzen gebracht hatte, nach der Entspannung der schwersten politischen und wirtschaftlichen Notlage in Deutschland, nach der Inflation, die den Wind der Hakenkreuzler gebläht hatte und schließlich nach dem Sturze Hitlers trat unaufhaltsame Zersetzung unter der Anhängerschaft der Völkischen ein, die durch den Eintritt lammfromm gewordener Putschisten in das Parlament und durch ihre Mandatsjägerei und Cliquenwirtschaft noch gesteigert wurde. Dem Parteitag von Weimar gingen Abspaltungen aus der Partei, schwerste Fraktionskämpfe, Einstellung einer ganzen Reihe völkischer Blätter, die ihre Abonnenten verloren hatten, kurzum der Niedergang dieser Bewegung voraus. Und nun ereignete sich auf der Weimarer Tagung der Nationalsozialisten, die sich eine Arbeiterpartei nennen, das fast unglaublich Possierliche, daß Ludendorff, einer der größten Kriegsschuldigen, einer von denen, die den Mord von Millionen auf dem Gewissen haben, jene Inkarnation des preußischen Geistes, das Steuer dieser Bewegung vollends an sich riß. Ludendorff, der in Weimar das große Wort führte, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, zu welchem Zweck er die Trümmer der hakenkreuzlerischen Bewegung verwenden will. Er, mit dem sich auf diesem Parteitag Hauptleute und Majore in die Referate teilten, zeigte den Völkischen, deren Führer und Unterführer er wegen ihrer egoistischen Motive und ihrer gehässigen Auseinandersetzungen die Leviten las, daß alle, die jetzt noch bei den Völkischen verbleiben werden und wollen, sich als preußische Soldaten zu fühlen haben, die blind „Gefolgschaft" und „Manneszucht" zu halten haben. Die ganze Rede Ludendorffs enthält nur den einen Gedanken: die völkische Bewegung muß zu einem Ersatz des „alten Heeres" werden, also eine wiedergeborene preußische Armee zum Kampfe für Gott, Kaiser und Vaterland. In Weimar wurde es klar ausgesprochen, daß die Glieder der völkischen Bewegung, also die Soldaten, der „Reichsführerschaft" nichts dreinzureden haben, sondern in immer wieder betonter „Zucht" dem Kommando der Clique abgetakelter Offiziere, die auf diesem Umweg nochmals in die Weltgeschichte zu kommen hoffen, zu parieren haben.

Ueber die sonstigen Reden des Weimarer Parteitages sind nicht viel Worte zu verlieren. Hauptmann Weiß und Major Weberstedt sprachen über — Presse und Schrifttum, ein Professor Mergenthaler lieferte den Satzungsentwurf der Partei, das heißt also den Entwurf des Dienstreglements erster Teil, Graf Reventlow referierte über Weltpolitik. Dann, nach Gottfried Feder, sprachen die „Unterführer". Ein Rektor forderte — dieses eine Beispiel dürfte wohl genügen — eine „rassiggestimmte Gottesgestalt", einen „nordisch geschauten Heiland". Und gewissermaßen als Krönung des Ganzen verpflichteten sich die Teilnehmer der Tagung, einer Anregung Ludendorffs folgend, das Wort „deutsch" künftig nur mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben . . . Im Uebrigen standen die kleinen Kommandeure, die in Weimar auftraten, vor den Vertretern des wilhelminischen Deutschland, Ludendorff, Graefe und Reventlow Habtacht.

Damit scheint das Schicksal der ehemaligen Partei Hitlers besiegelt zu sein. Der Rest der betörten Massen, die vielleicht ehrlich vermeinten, daß ein Adolf Hitler sie wirklich zu nationaler und sozialer Freiheit emporführen werde, ist zu Landsknechtstum im Dienste gewissenloser, reaktionärer und streberischer Generäle und Offiziere degradiert.

Herr Adolf Bartels, dem es vergönnt ist, Geschichtsforscher einer Literatur zu sein, an deren Spitze die Namen der Genien von Weimar stehen, hat auf dem Parteitag in Weimar das Wort geprägt, das den Geist der auf Ludendorff umgetauften Partei am besten charakterisiert. Er sagte: „Ich kann das verdammte Wort Freiheit nicht mehr hören und wünschte, es käme endlich einer, der uns mit dem Knüppel auf den Kopf haut". Dem Manne kann geholfen werden. Den übrigen aber, denen der völlige Zusammenbruch der Völkischen noch nicht Lehre genug ist, wird bald der Säbel Ludendorffs auf den richtigen Weg verhelfen.

Blutige Tumulte in Italien.

Die Erregung über den Matteotti-Mord wächst. — Todesopfer in Neapel.

Rom, 19. August. In ganz Italien hat die Auffindung der schrecklich verstümmelten Leiche Matteottis große Erregung ausgelöst, die sich in Demonstrationen und Massenproteisten gegen das fascistische Regime kundgibt. In Rom und in einer großen Anzahl von Städten kam es zu Zwischenfällen, die sich zwischen der Arbeiterschaft, die leidenschaftlich erregt ist, und dem Anhang Mussolinis ergeben haben. In Neapel arteten die Kundgebungen schließlich in einen blutigen Zusammenstoß mit bewaffneten Fascistenhorden aus, denen mehrere Menschenleben zum Opfer fielen. Die Polizei, die die feindlichen Parteien trennen wollte, wurde von den Fascisten angegriffen und beschossen, so daß sie militärische Unterstützung herbeirufen mußte. Auch die antifascistische Bürger- und Arbeiterwehr griff ein. Auch in anderen Städten ereigneten sich blutige Zusammenstöße.

Annahme oder Reichstagsauflösung.

Einfache Mehrheit für das Londoner Abkommen gesichert. — Die Konferenz der Länderregierungen.

Berlin, 19. August. (Eigenbericht.) Die Reichsregierung hat erklärt, daß die Reichstagsauflösung unvermeidlich wäre, wenn die Deutschnationalen die Annahme des Eisenbahngesetzes unmöglich machen sollten. Die Haltung der Deutschnationalen ist noch immer sehr schwankend. Der Parteiausschuß der Deutschdemokraten nahm auf Grund der Berichte der Minister Oeser und Hamm zum Londoner Abkommen Stellung. Einmütig waren alle Redner der Ansicht, daß, wenn die Abmachungen auch so manchen Wunsch unerfüllt ließen, das Ergebnis der Konferenz doch einen Fortschritt darstelle und daß mit allen Kräften auf die Annahme der Beschlüsse durch die Volksvertretung hingewirkt werden müsse. Weiter wird mitgeteilt, daß auch selbstverständlich die Regierungsparteien (Deutsche Volkspartei, das Zentrum und die Bayrische Volkspartei) dem Londoner Abkommen zustimmen. Mit den Sozialdemokraten wäre eine einfache Mehrheit im Reichstage für die Londoner Beschlüsse gegeben. Ob eine Zweidrittelmajorität erreicht wird, hängt noch von der Haltung der Deutschnationalen ab.

Heute vormittag hat die Konferenz der Ministerpräsidenten der Länder begonnen, zu der die Ministerpräsidenten vollzählig erschienen sind. In der Konferenz berichteten zunächst Reichskanzler Dr. Marx, Außenminister Stresemann und Finanzminister Dr. Luther über die Londoner Verhandlungen. Im weiteren Verlauf der Beratung sprachen der preußische Ministerpräsident Braun und der bayerische Ministerpräsident Held. Nach einer kurzen Mittagspause wurden die Verhandlungen um 3 Uhr fortgesetzt.

Der Reichstag ist auf Freitag 3 Uhr nachmittags einberufen.

* *

Die Deutschland-Anleihe in England.

Die Zeichnungspropaganda der Londoner Presse.

London, 19. August. (AR.) Die Frage der deutschen Achthundertmillionengoldmarkanleihe erfreut sich einer großen Aufmerksamkeit in Finanzkreisen. Die Anleihe wird wahrscheinlich im Frühherbst aufgelegt werden. Im finanziellen Teile der „Times" wird erklärt, es sei angezeigt, daß alle Länder, die Interesse daran haben, daß Europa der Wohlstand zurückgegeben werde, sich an der Anleihe beteiligen, was eine sehr große vorbereitende Arbeit bedeuten würde. Die Anleihebedingungen müßten für die Zeichner natürlich verlockend sein.

Der Erfolg der Konferenz hat sich bereits in gewissem Maße auf den Märkten fühlbar gemacht. Das Blatt sagt noch weiter, die City werde nicht so einfältig sein, sich in der Hoffnung zu wiegen, daß durch die abgeschlossene Vereinbarung sämtliche europäischen Schwierigkeiten eine Lösung gefunden hätten, doch sie wisse sehr gut, wie sie die Vereinbarung zu begrüßen habe, welche den Arbeitsbeginn bedeutet und daß man mit gutem Willen es zu weit besseren Ergebnissen bringen könne.

Herriots Politik gewinnt weiter Boden.

Paris, 19. August. (Havas.) Zahlreiche Generalräte in Frankreich haben das günstige Ergebnis der Konferenzarbeiten in London begrüßt und ihre Befriedigung über die versöhnliche Politik Herriots sowie über dessen Aufrichtigkeit und Festigkeit bei der Verteidigung der französischen Interessen ausgesprochen und der Regierung bei ihrer praktischen Reparationspolitik, deren Durchführung die Rechte Frankreichs und den Frieden der Welt unter dem Schutze des Völkerbundes sichert, ihr Vertrauen zum Ausdrucke gebracht.

Donnerstag berichtet Herriot in der Kammer.

Paris, 19. August. (Havas.) Der Ministerrat genehmigte einstimmig das Vorgehen der französischen Delegierten an der Londoner Konferenz, sprach ihnen Dank aus für die erzielten wichtigen Ergebnisse im Interesse Frankreichs und beschloß, daß Herriot am Donnerstag vor der Kammer einen ausführlichen Bericht über die Arbeiten der Konferenz verlese.

Der Kabinettsrat wird sich in seiner Abendsitzung mit einigen Fragen betreffend die Lebensmittelpreise befassen, insbesondere mit der Frage der Brotpreiserhöhung.

Die „wahren Retter" an der Arbeit.

Die Landbündler haben als erprobte politische Schacherer immer einige Eisen zugleich im Feuer. Obgleich offenkundige Vertreter der Großbauern und der Großgrundbesitzer, verstehen sie es, sich nach außen hin auch als Anwälte der Kleinbauern, Häusler und landwirtschaftlichen Arbeiter aufzuspielen. Als die „wahren Retter" der letzteren haben sie sich in Wort und Schrift bezeichnet. Wie diese „Rettung" in der Praxis ausschaut, wissen allerdings die denkenden Landproletarier schon längst.

Das Verhalten der Landbündler im Parlament, in den öffentlichen Verwaltungsstellen, im täglichen Leben zeigt immer wieder, daß ihnen nichts verhaßter ist als der soziale Fortschritt. Unter der Maske des volksfreundlichen Biedermeiers suchen sie die wirtschaftlich Schwachen durch bewußte Täuschung oder wenn dies nicht verfängt, durch Terror für ihre kapitalistischen Zwecke gefügig zu machen. Da haben wir z. B. die Frage der Krankenversicherung. Was haben die Alt- und Neuagrarier getan, um die Land- und Forstarbeiter der Wohltat eines Schutzes bei Erkrankungen teilhaftig werden zu lassen? Sie boten alles auf, denselben illusorisch zu machen! Wenn die Landarbeiter warten hätten müssen, bis die „wahren Retter" freiwillig ihre Leute versichern würden — hätten sie so alt wie Methusalem werden müssen. Erst der Zwang durch das Gesetz traf Abhilfe. Aber wo sie können, suchen die Landbündler die sozialpolitischen Lasten zu verringern. Nicht in erster Linie wegen der ein oder zwei Dienstboten, welche der Mittelbauer hält, sondern wegen der bedeutenden Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter, welche der Großgrundbesitz beschäftigt. Die zweite Krankenversicherungsnovelle vom 22. Dezember 1920 bot ihnen die Möglichkeit, eigene landwirtschaftliche Krankenkassen zu errichten. Welche Triebfedern bei der hernach erfolgten Gründung solcher Kassen wirksam sind, zeigt der Bericht der Reichsparteivertretung an den landbündlerischen Parteitag in Znaim (1923). Dort heißt es wörtlich: „Wir müssen nicht nur aus finanziellen Gründen sondern auch aus politischen Gründen die Errichtung selbständiger Landkrankenkassen, wenn auch nur für größere Tätigkeitsgebiete (auf Bereiche politischer Bezirksverwaltungen) erstreben und den Kampf unvermindert weiterführen. Sind doch die Bezirkskrankenkassen meist Hochburgen der sozialdemokratischen Partei, sie leiten von dort aus ihre Bewegung und sind die Krankenkassenangestellten deren beste Werbekräfte für den roten Zukunftsstaat. Diese letzteren treiben nun aber seit dem 1. Juli 1919 auch am Land ihr Unwesen in ihrer Eigenschaft als Kontrolleure und Inspektoren, wo sie nicht die Kranken kontrollieren, sondern vielmehr die landwirtschaftliche Arbeiterschaft für die rote Internationale zu gewinnen trachten und ihre Hauptaufgabe in der Verhetzung gegen die Arbeitgeber erblicken." Da liegt der Hase im Pfeffer. Finanzielle Ersparungen und Ruhe vor den Roten wollen die Landbündler haben. Den landwirtschaftlichen Arbeitern aber suchte man auf andere Art und Weise den Bissen schmackhaft zu machen. Also kommandiert die agrarische Parteivertretung: „Es muß Hauptaufgabe eines jeden einzelnen Parteimitgliedes werden, insbesondere die land- und forstwirtschaftliche Arbeiterschaft dahin zu bringen, daß sie unsere besten Pioniere für die Errichtung selbständiger Landkrankenkassen werden, denn die Arbeitnehmer müssen doch ein Hauptinteresse daran haben, weil der Prozentsatz der Kranken am Lande viel geringer ist, und daher die Landarbeiter mit für ihre bessergestellten Kollegen der Industrie und des Handels mitzahlen müssen, andererseits die Landarbeiter in der sozialen Fürsorge durch die Bezirkskrankenkassen zugunsten ihrer städtischen Genossen stark benachteiligt erscheinen."

Die Perfidie der den Landarbeitern gegenüber angewandten Taktik liegt auf der Hand. Der Gedanke der Solidarität, den die Landbündler in ihrer Art immer wieder predigen, wird bei den Landarbeitern gegenüber ihren industriellen Kollegen zu ertöten versucht. Die harte Wirklichkeit hat seither längst die Mär von dem „gesunden" Landarbeiter, der die Bezirkskrankenkassen reich macht, grausam zerstört. Nach dem Bericht der Bezirkskrankenkasse in B.-Leipa für das Jahr 1923 ergibt sich, daß von Beruf die Erkrankten waren: 272 Fabriksarbeiter,

147 Dienstboten, 821 Landwirtschaftsbedienstete, 226 Schlosser, Monteure und Installateure, 252 Maurer und Taglöhner, 100 Tischler usw. Die Behauptung der Agrarier, die landwirtschaftlichen Arbeiter brauchten die Krankenkasse weniger als die städtischen, wird durch die erwähnten Ziffern schlagend Lügen gestraft. Und die „großartigen" Leistungen der bestehenden Landkrankenkassen! Da haben wir die Biliner Kasse, der Stolz der Landbündler. Ihre Leistungen stehen weit hinter denen der dortigen Bezirkskrankenkasse zurück. Diese gewährt 40 K Hebammenbeitrag, die agrarische Kasse nur 10, letztere zahlt bei Sterbefällen in der Familie 20—50 K, die Bezirkskrankenkasse 100—200 K. Die erste Tat der landwirtschaftlichen Kasse war die Herabsetzung der Lohnklassen zum Nutzen der Arbeitgeber. Die Verwaltungskosten betragen bei der agrarischen Kasse im Durchschnitt 12 Prozent, bei der Bezirkskrankenkasse nur 8! Dafür ist in der Kanzlei der landwirtschaftlichen Kasse das bündlerische Parteisekretariat untergebracht. Und diese landbündlerischen Heuchler entrüsten sich über die Agitation sozialdemokratischer Krankenkassenbeamter! Den Vorteil der Landkrankenkassen haben natürlich nicht die Arbeiter, sondern in erster Linie die Großagrarier, die sich infolge der herabgesetzten Beiträge jährlich tausende Kronen ersparen.

Wie auf diesem Gebiete sich die Landbündler als die verläßlichen Schildknappen der Großagrarier betätigten, so auch bei anderen Fragen. Der schon zitierte Bericht der Reichsparteivertretung gibt uns hierüber dankenswerten näheren Aufschluß. Im Rahmen des Bundes der Landwirte besteht nämlich eine regelrechte Arbeitgeberorganisation zum Kampfe gegen die — Arbeiterschaft. Der Bericht erzählt darüber: „Das ständige Anwachsen der landwirtschaftlichen Arbeiterlöhne machte es zur Notwendigkeit, auch auf diesem Gebiete tätig zu sein." Das heißt, gegen die Löhne der Arbeiter anzukämpfen. „Aus zwingenden Gründen wurden alle Arbeitsgeber im Rahmen des Bundes der Landwirte zur Arbeitgeberorganisation landwirtschaftlicher Betriebe zusammengefaßt, mit der Leitung Leo Zuleger in Liebotschau bei Saaz betraut und die Geschäftsleitung der landwirtschaftlichen Zentralkanzlei Saaz zugewiesen." In fast überschwenglichen Worten wird hierauf der in den Landesbeirat für landwirtschaftliche Arbeiterfragen in Prag entsandte Vertreter Inspektor Robert Stöhr gelobt, weil er „der Landwirtschaft in dieser Frage (beim Lohnabbau) besonders große Dienste" erwiesen hat. Und jubelnd wird weiter berichtet: „Im heurigen Frühjahr (1923) wurde in Saaz am Sitze der Arbeitgeberorganisation landwirtschaftlicher Betriebe ein schwerer Lohnkampf ausgetragen, in welcher es der Arbeitgebergruppe gelang, über die kommunistischen, stramm organisierten Landarbeiter hiesiger Domänen (Schwarzenberg!) einen vollen Sieg zu erringen. Durch das Gelingen dieser Aktion wurde ein gefährlicher Streikherd unschädlich gemacht und ist dadurch den Landarbeitern eine Lehre zuteil geworden, die für die landwirtschaftlichen Arbeitnehmerorganisationen keineswegs von Vorteil ist." Welche sonderbare Sprache doch die „wahren Retter" der landwirtschaftlichen Arbeiter führen! Voll Genugtuung wird weiter im angegebenen Bericht betont, daß Herr Stöhr die „notwendig gewordene Reduzierung der Stundenlöhne mit durchgesetzt hat." Die mehr als 5000 landwirtschaftlichen Arbeiter, die angeblich dem Bunde der Landwirte als Aufputz-Mitglieder angehören, würden sich wohl etwas wundern, wenn sie hinter die Kulissen ihrer „Retter" gucken könnten.

Nicht nur die Landarbeiter erfreuen sich der ganz besonderen Fürsorge, sondern auch die landarmen Häusler. Denen will der „Bund der Landwirte" um jeden Preis bei der Bodenreform Grund zuschanzen. Daß die Großbauern und Großgrundbesitzer die Häusler in möglichst drückender Abhängigkeit erhalten wollen, ist natürlich nur eine sozialdemokratische Erfindung. Und daß die vom Bund gegründete „Heimstätte" hauptsächlich ein Gegengewicht gegen die rote Häuslerorganisation ist, ist selbstverständlich auch unwahr. Die Reichsvertretung des Bundes der Landwirte hat für die „Heimstätte" 12.000 K hergegeben und der parlamentarische Klub 10.000 Kronen gewidmet — nur zu dem Zwecke, um „allen deutschen Bodenbewerbern ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit" zu helfen. Die Landbündler sind doch wahrhaftig gute Seelen! Und wenn sie alle Gemeinden und Bezirke, Vereine, Genossenschaften etc. um finanzielle Hilfe für ihre „Heimstätte" anschnorren, so geschieht dies ohne Zweifel nur im heiligsten Interesse des — Deutschtums. Verschämt nennt sich die „Heimstätte" bei diesen Schnorrereien „Fachorganisation". Weniger verschämt lautet der Schlußparagraph ihrer Statuten: „Das Vermögen des aufgelösten Vereines fällt der deutschen Landpartei „Bund der Landwirte" zur Förderung der Innenbesiedlung zu." Romantiker sind die Herren vom „Bunde der Landwirte" wirklich nicht, dafür um so ärgere — Demagogen.

J. Sch.

Inland.

Erst lesen, dann reden!

Die kommunistische Presse hat, wenn sie gelegentlich einmal eine längere Diskussion einschneidet — wobei sie sich allerdings der üblichen Schimpfereien noch nicht enthalten kann, zwei Methoden, um ihren Lesern wieder zu zeigen, daß nur sie recht haben kann. Entweder spielt sie sich auf den dummen Kerl heraus, der nichts von dem Gehörten versteht, oder sie nimmt als unerschütterliche Voraussetzung an, daß sie von vornherein alles besser weiß. Vor kurzem hat der „Vorwärts" in seiner Notiz gegen unseren Artikel „Der Weg zum Opportunismus" die erste Methode praktiziert. Er wollte nicht verstehen, was wir sagten, war ihm zu „schwer". Jetzt hat die „Internationale" uns zeigen wollen, wie man's auf die zweite Art macht. Aber das ist die gefährlichere, denn man kann sich dabei doch blamieren, wie es der „Internationale" diesmal passiert ist. Das Feuilleton des Genossen Goldschmidt über Sven Hedins neues Buch „Von Peking nach Moskau" forderte wahrhaftig nicht zur Polemik heraus. Aber die Gelegenheit, einen Sozialdemokraten persönlich anzugreifen, um durch „Witz" die fehlenden Argumente zu ersetzen, war zu verlockend. Obwohl die „Internationale", wie der Erfolg zeigt, es nicht nötig hatte, sich hier als Fachmann aufzuspielen, konnte sie nicht umhin, den über eineinhalb Spalten langen Artikel „Der kleine Sozialdemokrat und der große Bourgeois" vom Stapel zu lassen. Wir wollen nicht auf den Ton der „Internationale" eingehen und haben weder Lust noch Raum, ihr Wort für Wort nachzuweisen, daß der Verfasser, der so tut, als wäre er über alles erhaben, nicht nur das besprochene Buch nicht kennt, sondern von dem Wirken Sven Hedins im Kriege und nach dem Krieg überhaupt keine Ahnung hat. Sven Hedin hat für das wilhelminische Deutschland und für den Eintritt Schwedens in den Krieg Propaganda gemacht und bekennt sich auch in seinem neuen Buch zu den Anhängern der Dolchstoßlüge und der deutschen Reaktion. Genosse Goldschmidt hat nun in seiner Rezension festgestellt, daß Hedin die russische Revolution als berechtigt anerkennt, in den deutschen Revolutionären aber „Verräter" sieht. Wer Sven Hedin kennt, weiß, daß er damit die deutschen Sozialisten als Verräter am kaiserlichen Deutschland bezeichnet. Mit rührender Unbefangenheit schreibt dagegen die „Internationale":

> Nun, es mag sogar dem Sven Hedin als ein zu starkes Stück erscheinen, die „Träger" der deutschen Revolution, die Noske, Ebert, Scheidemann und wie die traurigen Figuren der deutschen Geldsackrepublik heißen, auf eine Stufe zu stellen mit Revolutionären, die für ihre Klasse alles auf's Spiel setzen, durch Kerker und Verbannung gingen und im Jahre 1917 ganze Arbeit mit dem Zarismus und seinen Schergen machten.

Damit aber an dem Mißverständnis, das der „Internationale" unterlaufen ist, ja kein Zweifel aufkomme, zieht der Schreiber seine „Polemik" wie Strudelteig und — was tut Gott — er läßt ihn nochmals das naive Geständnis seiner Unkenntnis des Falles Hedin aussprechen:

> Ja, der Sven Hedin ist schon einmal so ein gehauener Kerl! Und dennoch hat ihn der kleine Goldschmidt deswegen gefressen, weil er nicht den Fehler begangen hat, die reichsdeutschen Arbeitermörder und Sozialverräter mit russischen Revolutionskämpfern auf eine Stufe zu stellen, sondern sie als das bezeichnete, was sie sind: Verräter! Höchstwahrscheinlich würde also Sven Hedin sich auch hüten, die Sozialdemokratie von heute mit Sozialismus in Zusammenhang zu bringen! Was man ihm nicht übel nehmen kann, auch wenn er Bourgeois ist. Denn es wäre nicht das erstemal, wo sich herausstellt, daß ein hundertprozentiger Bourgeois von den Dingen besser unterrichtet ist, als ein viertelprozentiger Auchsozialist aus der sozialpatriotischen Vereinspresse!

Die „Internationale" beschimpft in ihrer Wut und im sicheren Bewußtsein, unfehlbar die Gescheitere zu sein, ihre eigenen Genossen, die Hedin ebenso als Verräter bezeichnet, wie die Sozialdemokraten. Es wäre an der Zeit, daß die „Internationale" sich die blutige Blamage zur Warnung sein läßt und ihre polemische Arbeit mit etwas mehr Ernst leistet!

Eine Blamage der „Národni Listy".

Was blinder Chauvinistenhaß zuwege bringt.

Das Zentralorgan der Partei der tschechischen Großkapitalisten und Finanzleute, das Blatt der tschech. Nationaldemokraten „Narodni Listy", das sich selbst das Blatt der Intelligenz nennt und sich für den geistigen Brennpunkt des tschechischen politischen und kulturellen Lebens hält. Das Blatt des Herrn Dr. Kramař hat nun eine Meldung in die Welt gesetzt, die entweder dreiste Perfidie oder aber bodenlose Dummheit und politische Ignoranz seiner Redakteure verrät.

Die „Sensation" der „Narodni Listy" beruht auf folgendem Irrtum:

In Trautenau fand vor kurzem der Parteitag der deutschsozialen Partei statt, das heißt, es kam ein Häuflein von Fabrikantensöldlingen, die die Tischgesellschaft eines gewissen Herrn Peyerl bilden, zusammen. Bei dieser Gelegenheit hielt „Parteiführer" Peyerl eine Rede, in der er erklärte, nicht nach Canossa zu gehen, die Autonomiebestrebungen bekämpfen zu wollen und für das vollkommene Selbstbestimmungsrecht eintreten zu wollen. In der deutschen Presse aller Parteien beachtete man diese Rede überhaupt nicht. Was machen nun die „Narodni Listy"? Sie geben die Rede unter dem Titel: „Wo die deutschen Sozialdemokraten angelangt sind" wieder, machen aus der deutschsozialen Unterhaltung einen „deutschen sozialdemokratischen Parteikongreß" und sagen dazu:

> „Die Rede Peyerls ist nicht unehrlich und zeigt deutlich, wie weit die deutschen Parteien, die deutsche Sozialdemokratie mit inbegriffen, von einer Politik entfernt sind, die sich mit den Interessen und Notwendigkeiten des Staates vereinen ließe."

Unserer Ansicht nach zeigt die Notiz nicht die aus ihr gezogenen politischen Konsequenzen, sondern vielmehr die politische Uninformiertheit des Skribenten.

Noch informierter als die „Narodni Listy" zeigt sich aber ihr aufgeregter „volkstümlicher" Ableger, die „Narodni Demokracie". An der Spitze des Blattes auf der ersten Seite wird zweispaltig großmächtig verkündet:

„Die deutschen Sozialdemokraten an der Spitze der Irredentisten".

Unter diesem Titel kann man nun lesen, daß der „Vorsitzende des Parteitages der deutschen Sozialdemokraten" in Trautenau, Peyerl, eine interessante Rede gehalten habe. Der deutsche „Genosse" habe seine Getreuen darauf aufmerksam gemacht, daß die Republik bald zusammenstürzen werde. Die Republik stehe am Anfang ihres Endes, welches beschleunigt werden müsse. Der Parteitag der deutschen Sozialdemokraten sei ferner dafür eingetreten, daß die deutschen Kapitalisten ihre Kriegsanleihemilliarden zurückerhalten. Zum Schluß folgert die „Narodni Demokracie" aus dem Verlauf des Trautenauer Parteitags, daß „die deutschen Sozialdemokraten die radikalsten Irredentisten sind" und in fettestem Druck wird hervorgehoben, daß „die deutschen Sozialdemokraten ärgere Feinde der Republik sind als die Hakenkreuzler."

Diese Probe aus den Kramakblättern zeigt, was blinder Chauvinistenhaß zuwege bringt. Sie zeigt auch das Maß politischer Kenntnisse in den Redaktionen der Nationaldemokraten, und bieten ein Beispiel unerhörter politischer Verdrehungskunst. Wir sind neugierig, ob die „Nar. L." und die „Narodni Demokracie" soviel journalistische Anständigkeit aufbringen werden, um ihre Sensationsmeldungen zu berichtigen, die aber ihre Wirkung, auf die politische Atmosphäre beruhigend einzuwirken und die Beziehungen zwischen den Nationen zu vergiften, nicht verfehlen wird. Das aber war die von den Nationaldemokraten in der Prager Mariengasse gewollte Absicht!

Was tschechischen Sokoln in Agram geschehen kann.

Die jugoslawischen Sokoln beriefen einen Kongreß nach Agram ein, bei dem auch eine Abordnung der tschechischen Sokoln auftrat. Am vergangenen Sonntag kam es nun nach Blättermeldungen in Agram zu tumultuösen Zwischenfällen. Die unter serbischer Leitung stehenden Sokoln wurden von Kroaten und Kommunisten überfallen, wobei einige Sokoln schwere Verletzungen davongetragen haben sollen. Auch die tschechischen Gäste blieben von den Liebenswürdigkeiten nicht verschont. Demonstranten zogen vor die Lokalitäten, in denen die tschechischen Sokoln einquartiert waren, bewarfen sie mit Steinen und zerschlugen die Fenster. Schließlich nahm die Polizei die Sokoln unter ihren

---

3

Der sibirische Expreß.

Roman von Frank Heller.

Copyrigt by G. Müller, München.

Nein, wir haben andere Aufgaben, als mitten im Lärm brünetter Spieler in Zoppot Spielprotokolle zu führen. Professor Freudenthal wartete auf uns, und das geheimnisvolle Haus in Danzig wartet auf uns mit all seinen Mysterien. Wir verlassen Zoppot. Das gleiche tat auch Gerdt Lyman — mit der Zeit. Nach drei Tagen und nachdem er drei Viertel des letzten Darlehens verloren hatte, stieg er in einen Zug, wo eine Unendlichkeit von kleinen konsolidierten Zehen, in Lackschuhe eingeschlossen, aufeinandertraten.

5.

Graben Nr. 4 ereilte Gerdt Lyman ein wissenschaftlicher Mißerfolg nach seinem ökonomischen. Professor Freudenthal war zwar allerdings in der Stadt, denn er verließ sie ja nie, aber seine Vorlesungen waren verschoben, und er empfing nicht. Er war damit beschäftigt, eine Abhandlung über das Wesen der Schizofrenie zu vollenden, und bevor sie fertig war, war er tot für die Mitwelt. Wann sie fertig wurde? Das wußte niemand, aber auf keinen Fall vor zwei Wochen. „Kommen Sie mir in zwei Wochen wieder, Herr Doktor, dann kann ich Ihnen schon Bescheid sagen!"

„Aber ich bin eigens aus Schweden hergereist, um den Professor zu hören."

„Tut mir leid, Herr Doktor, aber es gibt Leute, die in derselben Absicht eigens aus Italien herkommen."

„Und ich bin kein gewöhnlicher Studierender. Meine psyiatrischen Studien." Gerdt Lyman schob seine Brust und seinen recht imposanten Bauch vor, als wären es Dokumente zur Sache, „meine Studien erstrecken sich über fünfzehn Jahre — ich finde, der Professor könnte mich en conferere empfangen."

Der grauhaarige Diener des Professors sah ihn an und antwortete mit unendlicher Würde:

„Und der Herr Professor ist kein gewöhnlicher Professor. Seine psychiatrischen Studien haben ihm den Geheimratstitel von", er salutierte, „unserem Allergnädigsten Kaiser verschafft. Professor Freudenthal nennt niemand anderen Kollegen als sich selbst."

6.

Was sollte Gerdt Lyman anfangen? Derart war die Ueberlegenheit seines Sinnes über die Mißerfolge, daß er keine zehn Minuten brauchte, um zu einem Entschluß zu kommen. Da drei Vierteile seiner Kasse futsch waren und Professor Freudenthal nicht vor vierzehn Tagen empfing, mußte er einen neuen Pump machen. Seine Indossenten konnten sich der Notwendigkeit dieser Maßregel unmöglich verschließen. Bis die Anleihe perfekt war, mußte er billig wohnen und wenn das Geld gekommen war, konnte er ja wieder mit dem Kasino anbändeln.

Er telegraphierte also an seine Strohmann-Akzeptanten, ein neues Darlehen zustandezubringen und begab sich dann in das Hotel Krakau in der Heiligengeiststraße in Danzig. In diesem Hotel, das von seinen Nachbarhäusern dadurch absticht, daß es der Straße nicht den Giebel zuwendet, mietete er ein Zimmer, das sich im obersten Stockwerk befand, ein großes Zimmer mit einem Bett, einem Tisch, einigen Stühlen und einem gewaltigen Kleiderschrank aus Eiche. Es kostete hundert Mark den Tag — fünfzig Oere.

Der Portier war ein alter Pole, der ein beinahe unverständliches Deutsch sprach. Es klang wie eine einzige Spuckerie. Gerdt Lyman sah durch ein Fenster seines Zimmers hinaus und entdeckte in einiger Entfernung etwas, das sein Interesse erweckte. Dort erhob sich eine Kuppel über die Dächer der anderen Häuser.

„Was ist das dort?" fragte Gerdt Lymann, „ein Observatorium?"

So sah es am ehesten aus. Der alte Pole spuckte das eine saftige Wort nach dem anderen aus; endlich begriff Gerdt Lymann Wort, das ein Mal ums andere Mal wiederkehrte: „Strüwermann! Strüwermann! Strüwermann!"

Wer war Strüwermann? War er Astronom? Hatte Danzig noch andere wissenschaftliche Berühmtheiten als Professor Freudenthal?

Die Sprache des Polen machte das zu einem unerforschlichen Geheimnis. Gerdt Lyman gab es auf, in dieser Frage Klarheit zu erlangen. Nachdem er sich ein wenig erfrischt hatte, ging er hinunter und aß in dem einfachen Speisesaal des Hotels zu Abend. Sollte er ausgehen und sich das nächtliche Danzig ansehen? Er beschloß, den Portier zu Rate zu ziehen. In seinem besten Deutsch sagte er zu dem alten Polacken:

„Was sagen Sie, Herr Portier? Soll ich ein bißchen in die Stadt gehen? Ist etwas los in Danzig?"

Der alte Pole gurte abratend:

„Njenje! Nix los! nix los in Danzig!"

Gerdt Lyman ging in sein Zimmer hinauf. Genau bedacht, hatte er viel Schlaf zugute. Er legte sich angekleidet auf den Rücken ins Bett und zündete eine Zigarette an. Wenn sie ausgeraucht war, gedachte er sich ordentlich niederzulegen.

Er gedachte es zu tun, aber er kam nicht in die Lage es zu tun. Etwas ereignete sich. Es zeigte sich, daß der Portier sich gründlich geirrt hatte, als er behauptete, es sei nichts „los" in Danzig.

Denn plötzlich wurde der Vorhang von Gerdt Lymans offenem Fenster zur Seite gezogen. Das Fenster wurde durch eine haarige, langbärtige Erscheinung verdunkelt, die neugierig hereinguckte. Ehe noch Gerdt Lyman den Ruf des Entsetzens ausstoßen konnte, der sich seiner Brust entringen wollte, machte das Wesen ein paar affenartige Sätze durch das Zimmer und grub seine Finger in Gerdt Lymans vom Punsche ziemlich vollen Hals.

Zweites Kapitel.

Es hatte Gerdt Lyman dreiunddreißig Jahre zu je wenigstens dreihundertfünfundsechzig Tagen gekostet, seine skeptische Anschauung vom Wert des Lebens zu begründen, aufzubauen und auszugestalten; es kostete ihn unter den Fingern des nächtlichen Gastes keine dreiunddreißig Sekunden, seine Anschauung zur Revision aufzunehmen, ihre Berechtigung in Frage zu ziehen, sie zu verleugnen und um die Erlaubnis zu röcheln, am Leben bleiben zu dürfen. Allmählich lockerte der Gast den Griff; er quetschte noch ein paarmal auf Gerdt Lymans Kehlkopf, wie man den Ball eines Refrauchiffsseurs quetscht und ließ ihn dann los, indem er flüsterte:

„Schreien Sie nicht, denn sonst!!"

Er machte eine illustrierende Geste. Gerdt Lyman, dessen Hals außerlich ärger mitgenommen war als je: innerlich, sah ihn leise stöhnend an. Wer war er? Was war er? Klarerweise ein Verbrecher, vermutlich aus dem Gefängnis entsprungen, offenbar ein professioneller Einbruchsdieb und Mörder. Sollte er um Hilfe schreien? Was nützte das? Er wohnte ganz allein im obersten Stockwerk dieses verfluchten Hotels; bevor jemand ihn hörte, war er längst im Hades.

Warum war er je nach Danzig gekommen? Warum hatte er sich in einem solchen Hause eingenistet?

„Ermorden Sie mich nicht!" flehte er heiser. „Was habe ich Ihnen getan? Was wollen Sie von mir?"?

„Sie sind Ausländer," sagte der Mann über ihn kurz. „Welche Nation?"

(Fortsetzung folgt.)

Schutz, die sodann ihre Rückreise antraten. Das Agramer Blatt „Obzor" bemerkt noch hiezu: „Recht ist ihnen geschehen, sie mußten ja nicht herkommen!"

Die Vorfälle von Agram haben in der tschechischen Presse natürlich ein entrüstetes Echo geweckt, denn sie beweisen wieder einmal, wie es mit der vielgerühmten „allslawischen Brüderlichkeit" steht. Bemerkenswert ist, daß der Angriff auf die tschechischen Sokoln von den Anhängern der neuen jugoslawischen Regierung ausging, was zu ihrer seinerzeitigen amtlichen Erklärung von „Fortdauer und Ausbau der tschechoslovakisch-jugoslawischen Beziehungen" wie die Faust aufs Auge paßt. Man erkennt daran wieder einmal den Wert amtlicher Freundschaftsbeteuerungen unserer Verbündeten. Der Vorfall wirft ein bezeichnendes Licht auf die Verhältnisse in der Kleinen Entente, deren ohnehin lockeres Gefüge durch derartige Liebenswürdigkeiten gerade nicht gefestigt wird.

Hundstagsphantasien des „Rude Pravo". Das warme Wetter hat auf die Gehirne der Redakteure des kommunistischen Zentralorganes verderbliche Wirkung geübt. So behauptet das „Rude Pravo", daß in den vergangenen Tagen wiederum und äußerst eifrig, wenn auch inoffiziell, hauptsächlich mit den deutschen Sozialdemokraten über den Eintritt in die Regierung verhandelt wurde. Wir brauchen wohl gegen diese der immerwährenden Sensationssucht des „Rude Pravo" entspringenden Nachricht nicht zu polemisieren. Wir versprechen aber dem „Rude Pravo", daß wir für den Fall, daß es sich bewahrheiten sollte, daß die deutsche sozialdemokratische Partei über den Eintritt in die Regierung verhandelt, bereit sind, in die Dritte Internationale einzutreten, zumal da es die der Dritten Internationale angeschlossenen Parteien zum Eintritt in bürgerliche Koalitionsregierungen doch näher haben als wir. Man denke nur an Radič und Smeral!

Lustiges Ende der kommunistischen Kampfwoche in Prag. Die Woche der Solidarität mit dem Proletariat Karpathorußlands, wie die Kommunisten großschnäuzig ihre donnerstägigen Kundgebungen nannten, hat in Prag ein überaus lustiges Ende gefunden. Die Kommunisten veranstalteten im Holleschowitzer Ausstellungsgelände ein Volksfest, bei dem es überaus „revolutionär" zuging. Die allerjüngsten Kommunisten vergnügten sich in einem Kasperltheater, während sich die kommunistischen Jugendlichen, der revolutionären Tradition folgend — wie das „Rude Pravo" berichtet —, „im rechten Flügel des Ausstellungspalais bei der Musik der kommunistischen Turner dem Tanze hingaben". Fürwahr ein würdiges Ende der Protestkundgebungen gegen den Arbeitermord von Svaljevo!

Die Auslandstschechen. Gestern vormittags begann im großen Saal des Prager tschechisch-sozialdemokratischen Volkshauses der Manifestationskongreß der ausländischen Tschechoslovaken, der sich mit der Stellung der tschechoslovakischen Angehörigen im Ausland, deren Forderungen an die Regierung der Tschechoslovakischen Republik und der Frage der Organisation der Fürsorge der tschechoslovakischen Angehörigen im Auslande beschäftigen wird.

Zusammenkunft Beneš-Marinkovics. Der jugoslawische Außenminister Dr. Marinkovic beabsichtigt mit Dr. Beneš noch vor der Zusammenkunft der Vertreter der Sukzessionsstaaten, die Ende dieses Monats stattfindet, eine mündliche Aussprache. Der Ort der Konferenz der beiden Minister ist noch nicht festgelegt.

Ausland.

Ein Revolutionär Präsident von Finnland. Aus Blättermeldungen geht hervor, daß die finnländische sozialdemokratische Partei den bekannten Revolutionsführer Oskar Tokoi als Kandidaten für die Staatspräsidentschaft für die im Herbst zu erwartenden Neuwahlen aufgestellt hat. Tokoi war seinerzeit führendes Mitglied der aus Sozialisten und Kommunisten gebildeten Regierung, der deutsche Abenteurer unter dem Baltikumführer von der Goltz durch einen militärischen Vorstoß zugunsten der finnischen Reaktion ein Ende bereiteten. Tokoi ist seit jener Zeit flüchtig und lebt gegenwärtig in Canada.

Radič und der Kommunismus. Der „Pester Lloyd" erfährt über den Kongreß der kroatischen Bauernpartei: In einer zweiten Rede referiert Radič nochmals über seine Auslandreise. Er betonte, daß seine Reise nicht gegen den jugoslawischen Staat, sondern nur gegen die Politik Pasics gerichtet gewesen sei. Die Stellung der Kroaten, habe er Tschitscherin erklärt, sei nicht mit der Stellung der Iren und England zu vergleichen. Falls die gegenwärtige Regierung sich an das vereinbarte Programm halte, so könne sie auf die Unterstützung durch die Kroaten rechnen. Er wolle keine bolschewistische Revolution, weil die Bauernbewegung einen ganz anderen Charakter trage. Er sei auch gegen eine Revolution in Belgrad. In Moskau habe niemand etwas Schlechtes über den König von Jugoslawien oder Belgrad gesagt. Vorerst habe er den Eindruck in Moskau gewonnen, als ob Sowjetrußland den Balkan an Italien ausgeliefert habe, aber es habe sich gezeigt, daß Sowjetrußland die südslawische Sache unterstützen werde. — Die Verbindung Radič's mit Moskau scheint wirklich sonderbarer Art zu sein. Es macht durchaus den Eindruck, daß man in Moskau Radič zuliebe sehr viel Wasser in den revolutionären Wein gegossen hat. Man kann sich als Mitglied der dritten Internationale eben manches leisten, was sonst Sozialpatriotismus heißt.

Telegramme.

Plan einer neuen Abrüstungskonferenz.

London, 19. August. Der New Yorker Korrespondent des „Daily Telegraph" meldet, daß Washingtoner Telegrammen zufolge im Frühjahr des nächsten Jahres eine zweite Konferenz der Weltmächte zur Begrenzung der Rüstungen stattfinden werde. Es heißt, daß Präsident Coolidge einige Monate warten will, um sich und die anderen Mitglieder der Regierung davon zu überzeugen, daß das auf der Londoner Konferenz erreichte Abkommen von allen Parteien gehalten werde, bevor er sich mit den verschiedenen Mächten wegen eines Vorschlages in Verbindung setzen werde. Es verlautet, daß Hughes den Gedanken einer neuen Konferenz bei seinem Besuche in Europa mit führenden europäischen Persönlichkeiten erörtert und von allen Seiten ermutigende Erklärungen erhalten habe.

Das englisch-russische Abkommen.

Moskau, 19. August. (AR.) Der Chef der Sowjetdelegation in London, Rakovsky, sprach in einer Unterredung mit einem Mitarbeiter der „Rosta" die Ueberzeugung aus, daß im englischen Parlamente außer einer nicht großen die Interessen der Großgrundbesitzer vertretenden Gruppe von Konservativen niemand den Versuch unternehmen werde, das zwischen England und Sowjetrußland abgeschlossene Abkommen zu zerschlagen, da dies eine Schädigung der Interessen der englischen Gläubiger und des englischen Handels bedeuten würde. Die Garantie der englischen Regierung für die Rußland zu gewährende Anleihe sichert dem Sowjetverbande eine Anleihe seitens englischer Bankiers unter den günstigsten Bedingungen. Außerdem wird es unabhängig von dieser Anleihe möglich sein, daß der Sowjetverband erhebliche Privatkredite für seine laufenden Finanzoperationen erhält.

Soziale Kämpfe im polnischen Bergbau.

Kattowitz, 19. August. Nach der Liquidierung des Generalstreikes ist die Lage in Polnisch-Oberschlesien sehr kritisch. Die Industriellen haben nur einen geringen Teil der Arbeiterschaft wieder aufgenommen. Im Bergbau wurden bisher 25.000 Grubenarbeiter entlassen und weitere Reduktionen stehen bevor. Unter der Arbeiterschaft herrscht große Erbitterung. Wie die „Gazette Robotnika" meldet, lehnen die Kohlenindustriellen den letzten Schiedsspruch der paritätischen Kommission ab und verlangen zwanzigprozentige Lohnreduktion sowie Verlängerung der Arbeitszeit im Bergbau.

Horthy schützt die Erzberger-Mörder.

Budapest, 19. August. Entgegen der Ankündigung der Budapester Polizei, daß sie Montag einen umfassenden Bericht darüber veröffentlichen werde, ob die Gäste des Abgeordneten Gömbös die gesuchten Mörder Erzbergers sind, ist diese Verlautbarung bis jetzt noch nicht erschienen. Morgen trifft in Budapest ein deutscher Kriminalbeamter ein, der die beiden Erzberger-Mörder persönlich kennt. Ob eine Konfrontation mit dem angeblich verhafteten Förster zustandekommen wird, ist freilich eine andere Frage. Förster soll von der Polizeidirektion ins Schubhaus gebracht werden, wo er, nach den bisherigen Dispositionen, bis zur Erledigung des Agnoszierungsverfahrens bleibt.

In der Frage der Auslieferung der deutschen Gegenrevolutionäre erhalten die Zeitungen von zuständiger Stelle die Mitteilung, daß im Sinne der Rechtsgepflogenheit zwischen Ungarn und Deutschland eine Auslieferung politischer Verbrecher überhaupt unstatthaft sei. Im Sinne des in der ganzen Welt akzeptierten belgischen Auslieferungsgesetzes vom Jahre 1833 gebührt ihnen auch in Ungarn das Asylrecht.

Wieder ein Bombenanschlag in Polen.

Warschau, 19. August. Zwischen den Bahnstationen Rejowiec und Belzec wurde auf einen aus Lemberg nach Warschau fahrenden Personenzug ein Bombenanschlag verübt. Die Explosion forderte keine Menschenopfer und verursachte auch keinen Materialschaden, da die ganze Kraft der Explosion in entgegengesetzter Richtung wirkte und den Zug verschonte. Die Polizei hat nach den unbekannten Tätern die Nachforschungen eingeleitet.

Devisenkurse.

Prager Kurse am 18. August.

	Geld	Ware
100 holl. Gulden . . .	13.32 00	13.38 00
1 Billion Mark . . .	8.01·25	8.21·25
100 belg. Franks . . .	173.25·00	174.75·00
100 schweiz. Frank . .	641.75·00	644.75·00
1 Pfund Sterling . .	153.30·00	154.70·00
100 Lire	152.00·00	153.50·00
1 Dollar	33.95·00	34.25·00
100 franz. Franks . .	186.25 00	187.75.00
100 Dinar	42.05·00	42.55.00
10.000 magyar. Kronen	4.28·00	4.78·00
100 poln. Zloty . . .	649.00·50	655.00·00
10.000 österr. Kronen	4.72·00	4.92·00

Die tschechische Krone notiert in:

New York	100 Kč	Dollar 2.98·00
Zürich	100 „	Schweiz. Frank 15.70·00
Berlin	1 „	Mark 1254.00,000.000·00
Wien	1 „	österr. Kronen 2.112·00

Tages-Neuigkeiten.

Triumph der Lächerlichkeit.

Die Lüge von Tannenberg und das „Wunder" von München.

Der Dazer „Tag" bringt in großer Aufmachung den Bericht über die Generalkneipe der reichsdeutschen Hakenkreuzler in Weimar, die man pompös „Tagung der nat.-soz. Freiheitsbewegung" nennt. Aus der Fülle humorvoller Einfälle, die den Jahrmarkt von Weimar verschönerten, seien nur einige beleuchtet. Da heißt es u. a. von dem großen Theoretiker der Nationalsozialisten Gottfried Feder:

> Er feiert Ludendorff, der uns in dreifacher Hinsicht Vorbild ist: als Frontsoldat, als Feldherr und als deutscher Mann. Drei Namen drücken es aus: Lüttich, Tannenberg, München.

Was Lüttich betrifft, so bringt der „Tag" zum besseren Verständnis eine Schilderung eines Teilnehmers, der aber verschämt seinen Namen verschweigt. Aus dem Bericht geht hervor, daß sich die deutsche Heeresleitung gleich zu Kriegsbeginn einen groben Verstoß gegen alle Regeln der Kriegsführung leistete, als sie eine starke Festung durch Handstreich nehmen wollte. Durch einen Zufall übernahm Ludendorff die Führung einer Brigade, die im Kampfe schwere Verluste erlitt. Wieso die Führung Ludendorffs besonders musterhaft war, wird nicht gesagt. Ueber Tannenberg ist man heute ja besser unterrichtet. Außer Herrn Gottfried Feder dürften die meisten Leute wissen, daß Ludendorff an dem Siege von Tannenberg nicht das geringste Verdienst gebührt. Der Plan der Umfassung der russischen Armee stammte noch aus der Zeit Schlieffens und die einzige Aenderung, die an ihm während der Schlacht vorgenommen wurde, vollzog der General Otto Below; es war die Einsetzung eines Korps im Rücken der Russen. Bezeichnend ist, daß die Hakenkreuzler jetzt nur noch von diesem Sieg sprechen, der von rechtswegen auch nicht auf Rechnung ihres Helden zu setzen ist, daß sie aber Schweigen über Ludendorffs Feldherrnkunststücke von 1918 bewahren. Sollten sie soviel Scham besitzen, in Erinnerung der Hunderttausende von Toten und Krüppeln und des Friedens von Versailles, die den einzigen Erfolg der Siege von Amiens, Chemin des Dames und Chateau Thierry ausmachen, ihre Aufschneidereien einzustellen oder fürchten sie, daß auch in Deutschland die Menschen einmal zu denken anfangen?!

Weiß man von Lüttich immerhin nichts Genaues und ist Tannenberg schon halb vergessen, so sollte man doch München in diesem Zusammenhang nicht nennen. Wir gestehen, daß wir uns alles andere eher vorstellen könnten, als daß der Verfasser des Berichtes im „Tag" nichtgelacht habe, als er das über München und den „deutschen Mann" schrieb. Ludendorff sagte zwar nach demselben Bericht später selbst, er und Hitler seien

„nur durch ein Wunder gerettet worden",

aber, in welcher Jahrmarktsbude kann man den Leuten noch einreden, es sei ein „Wunder", wenn sich einer auf den Bauch legt! Da hatte Hitler den Sinn des nationalen Sozialismus immerhin noch besser erfaßt als sein Kollege von der Metzgergilde. Denn, sagt der große Erich:

Bewegung ist an und für sich Kraft!

In diesem guten Glauben zog Adolf es vor, durch rasche Flucht unnötigen Reibereien mit der Polizei auszuweichen. Aber der General selbst, der 1918 noch durch eine kleine Reise nach Schweden den Grundsatz, daß Bewegung Kraft bedeute, so entzückend illustriert hatte, vergaß in München ganz auf seine Theorie. Er ging nicht einmal die fünf Minuten vom Odeonsplatz zum Hofbräuhaus, sondern legte sich an Ort und Stelle des Kampfes auf den Bauch. Und angesichts der Dinge, die jetzt in Deutschland geschehen, meint man fast, daß dies ein übles Zeichen war und daß, ehe sich der neunte „Nebelmonds" zum erstenmale jährt, die ganze Bewegung ohne Kraft am Bauche liegen wird!

Das Alkoholverbot in Amerika.

Eine Betrachtung vom Frauenstandpunkt.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Herstellung und der Handel mit alkoholischen Getränken verboten. Die deutsche Tagespresse bringt immer wieder Nachrichten über die Umgehung des Gesetzes. Tatsache ist, daß das Verbot umgangen wird. Es ist eine Gruppe von Reichen, die sich die Beschaffung des verbotenen Alkohols zum Sport gemacht haben und die Gewohnheitstrinker, die ohne Rücksicht auf drohende Strafen oder auf schwere Gesundheitsgefährdung durch den heimlich hergestellten schlechten Fusel ihrem Laster frönen. Diese Umgehung des Gesetzes ist aber nicht das Entscheidende. Die wichtigste Folge des Verbotes ist das vollkommene Fehlen jedes Anreizes zum Alkoholgenuß. Bei uns wird jeder Mensch auf Schritt und Tritt von der Reklame und allen möglichen Lockmitteln des Alkoholgewerbes verfolgt. In den meisten Speiselokalen wird durch wucherische Uebertreibung alkoholfreier Getränke ein indirekter Zwang zum Genusse des Alkohols ausgeübt. Das alles fehlt in Amerika vollkommen. Wer dort Alkohol trinken will, muß ihn sich heimlich beschaffen und setzt sich der Gefahr schwerer Bestrafung aus.

Ueber die günstigen sozialen Folgen des Alkoholverbots berichtet aus eigener Anschauung Alice Salomon im letzten Heft der „Frau". Die Gefängnisse haben sich geleert. Die Asyle der Heilsarmee, die sonst am Sonnabend die Zahl der Betrunkenen kaum fassen konnten, sind verödet. Die schlechten Armenquartiere in der Nähe des New Yorker Hafens, in denen früher die größte Unsicherheit herrschte, sind umgewandelt. Die Arbeitsleistung hat sich gehoben. Der Verbrauch der Arbeiter hat sich umgestellt. Schon bald nach dem Verbot wurden viel mehr Arbeiterschuhe, Kinderschuhe, Möbel und einfache Kleider gekauft. Auch auf den Arbeitsmarkt hatte das Verbot eine günstige Wirkung. Im Brau- und Spirituosengewerbe werden viel weniger Arbeiter beschäftigt, als bei gleichem Umsatz und gleichem Betriebskapital in der Lebensmittel- und Textilindustrie. Die für solche Produkte ausgegebenen Beträge kommen also der Arbeiterschaft selbst wieder in stärkerem Maße zugute. Vor dem Verbot bestanden in den Vereinigten Staaten 177.000 Kneipen, sogenannte Salons, in denen keine Speisen verkauft wurden, sondern nur alkoholische Getränke. Sie sind sämtlich verschwunden und zum größten Teil in Wohnungen umgewandelt worden.

Alice Salomon weist mit Recht darauf hin, daß die deutsche Bewegung gegen den Alkoholismus, wenn sie erstarken soll, der Stoßkraft der Frauen bedarf, ebenso wie das in Amerika der Fall war. Den Alkoholismus ihres Mannes müssen die Frauen meistens mit dem Glück ihres Lebens bezahlen. Kranke Kinder, zu wenig Wirtschaftsgeld und Prügel, das ist der Kreis, in dem sich das Leben der Trinkerfrauen abspielt. Mit der Fürsorge für die einzelne verkommende Familie ist es nicht getan. Der Anreiz zum Alkoholismus muß aus unseren Straßen verschwinden, sei es durch ein Verbot wie in Amerika, oder durch Umgestaltung des Brau- und Spirituosengewerbes zu gemeinnützigen Unternehmungen, die kein Interesse an der Höhe des Absatzes haben und die deshalb jede Reklame unterlassen. Mit dieser Form des Kampfes gegen den Alkohol wurden in den nordischen Ländern Europas gute Erfahrungen gemacht.

Der Fliegenfänger.

Von Erna Büsing (Berlin).

Unter der Lampe hängt er, der Fliegenfänger. Als etwas Leimiges, Klebriges schnaubt er sich herab. Die Fliegen in der Stube, große und kleine, sind unaufhörlich von dem Gedanken erfüllt, wie verschaffe ich mir Nahrung. Der Hunger, bei Tieren nennt man es Freßsucht, ist der allmächtige Motor, der ihr ganzes Sein dirigiert. Getrieben vom Sättigungsbedürfnis jagen sie hier hin und dort hin, tippen über Löschpapier, latschen durch Zigarettenasche und durchfühlen den kurzgeschorenen Plüsch eines Teddybären. Sie haben es schwer in diesem Zimmer, die Fliegen, denn nichts Eßbares kommt je hinein. Doch unter der Lampe hängt der Fliegenfänger, und sie stürzen auf ihn zu. Mit Fühlern, Flügeln oder Beinen geraten sie in den zähen Brei. Sie kämpfen unter Einsetzung aller Kraft um ihr bißchen Leben, verkleben immer mehr und sind schließlich nur noch eine Leimerhöhung auf dem Streifen des Fliegenfängers. Doch der Fliegerfänger hat nichts mit Tierquälerei zu tun, denn sein tödlicher Saft enthält ein Betäubungsmittel, das steht schwarz auf blau an der kleinen Papprolle, in der er verpackt ist. Das ist ein Trost für alle Fliegen und ein erhabenes Zeugnis menschlichen Mitgefühls. Es ist daher glorreich gerechtfertigt dieses Massensterben in der Welt der niederen Tiere.

Ich denke, Tier und Mensch sind doch überhaupt nicht miteinander in irgendeinen Vergleich zu stellen. Und namentlich diese Fliegen haben keinerlei Verständigungsmöglichkeiten untereinander; hätten sie die, dann würden sie sich doch warnen. Dann könnte doch nur eine einzige Fliege an dem Fliegenfänger kleben. Aber wir Menschen!!! Wir stehen nicht nur auf den Erfahrungen unserer Vorfahren, wir machen uns die Erfahrung eines jedes Mitmenschen zunutze. Aus einem Straßenbahnunfall in Tokio zieht womöglich das Verkehrsleben in Paris seine Vorteile.

Ich sehe durch das Fenster auf die Straße. Es spricht die Straße und auf ihr der Krieg und seine Folgen. Ein kluger Hund zerrt einen Blinden über den Fahrdamm, ein Schüttler wird von seiner Frau geführt, unterernährte Kinder marschieren in Reih' und Glied nach dem Bahnhof, um ins mildtätige Ausland verschickt zu werden, und weiter weiß ich, daß das Frieren des Unterernährtseins recht deutlich über manches Menschen Haut rieselt. Da erblicke ich einen stiernackigen Mann in breitschultrigem, aufrechtem Selbstbewußtsein über das Pflaster schreiten. Oh, es ist ein Prominenter, ein ganz Großer im geistigen Bereich der Menschen, denn seine wissenschaftliche Begründung der Notwendigkeit der Kriege, der Feigheit des Pazifismus und der Verweichlichung durch den Frieden werden in einer gewissen Tagespresse Tag für Tag erörtert.

Ich sehe auf den Fliegenfänger, ich sehe auf die Straße und ich denke: „Wie gut ist es doch, daß die Menschen einander warnen können." Nur daß ich es jetzt in Anführungsstriche oben und unten setze.

Besuchet das „Haus der Arbeit“.

Ausstellung Aussig 1924.

Die Enttäuschten.

Das Karlsbader Bundesturnfest ist den nationalen „Arbeiterfreunden“ mächtig in die Glieder gefahren. Die imponierende Größe dieses Arbeiterfestes läßt sich von niemandem leugnen, das wissen die Völkischen wohl. Sie versuchen daher, durch Verdrehungen und Verleumdungen der Arbeiterschaft beizukommen, was ihnen aber nicht gelingen will. Wenn der Duxer „Tag“ über das Turnfest schreibt:

„. . . aber es hat wohl noch nie so viel Enttäuschung gegeben, denn gerade an diesen drei Tagen“,

so glauben wir ihm das gerne. Denn der „Tag“ hat jedenfalls ein Debacle erhofft und sah sich dann wirklich sehr enttäuscht. Die turnerischen Leistungen gefielen dem „Tag“ gleichfalls nicht. Nach der Enttäuschung am Sonntag vormittag — der ungeheuere Festzug war für ein völkisch fühlendes Herz wirklich keine Kleinigkeit! — also eine zweite Enttäuschung am Nachmittag. Doch das war nicht alles:

„Am Festsonntag bot die Rennbahn mehr das Bild einer Vogelwiese, nur fehlten die Ringelspiele; vielleicht wird dies nächstens nachgeholt. Die Zuschauer waren furchtbar diszipllos, denn sie kannten weder Schranken noch Grenzen, so daß die Wettrunner manchmal die Uebungen gar nicht durchführen konnten. Vollständig versagten die Ordner bei den Langstreckenläufen. Dagegen war die Samariterabteilung vorbildlich.“

Ja, in München, da war es anders! Beim letzten völkischen Turnfest waren die Zuschauer so diszipliniert, daß sie in den verschiedenen Bierlokalen, wo sie sich dem Geist des Festes entsprechend, vorwiegend aufhalten mußten, unzählige Werkrügeln als „Andenken“ mitgehen ließen. Wer das Leben und Treiben auf dem Festplatz in Meierhöfen bei Karlsbad gesehen und miterlebt hat, der weiß, daß sich alles klaglos abgewickelt hat und daß ein Journalist, der das Gegenteil schreibt, auf dem Festplatz überhaupt nicht anwesend war. Der so gemütlich gekennzeichnete Berichterstatter des „Tag“ verrät auch

„. . . daß es in Karlsbad bereits am Samstag 7 Uhr früh Betrunkene gab, also zu einer Zeit, da das Arbeiterturnfest noch gar nicht begann.“

Stimmt: am Samstag um 7 Uhr früh hatte das Turnfest noch gar nicht begonnen. Die Sonderzüge begannen an diesem Tage erst einzulaufen. Daß es Betrunkene in Karlsbad in den Morgenstunden dieses Tages gegeben hat, bezweifeln wir gar nicht, denn jedes Kind weiß, daß eine gewisse Sorte von Deutschen erst immer in den Morgenstunden heimzugehen pflegt, nachdem sie die ganze Nacht das Deutschtum am Biertisch „gerettet“ hatten.

Die größte Niederträchtigkeit jedoch leistet sich der „Tag“ am Schlusse seiner Notiz. Er behauptet da:

„Die Altrohlauer Bürgerschule bequartierte auch Turner und Turnerinnen. Die Geschlechter zu trennen — vergaßen die Genossen Ordner. Männlein und Weiblein, alt und jung, lagen so malerisch durcheinander. Dazu kam Ueberbelag. Die Ausdünstungen waren furchtbar, was zur Folge hatte, daß das Rettungsauto Nacht für Nacht ohne Unterbrechung Fahrt um Fahrt machte. Solche Zustände sind freilich weder sitten- noch sanitätspolizeiwidrig; meinte doch ein Kinderfreundgenosse, man müsse halt ein Auge zudrücken. Das ist bezeichnend und gerade hier muß die Aufklärung unausgesetzt einwirken. Eltern werden sich's gut überlegen müssen, ob sie künftig ihr Jungvolk solchen Leuten anvertrauen, denn Zucht und Sitte wird auf diese Weise nicht erworben.“

Wir überlassen es jenen Genossinnen und Genossen, die in der Altrohlauer Bürgerschule übernachtet haben, sich das Urteil über den Duxer „Tag“ selbst zu bilden. Sie werden mit uns in der Meinung übereinstimmen, daß die verleumderische Schreibweise des Hakenkreuzblattes würdig ist dem moralischen Werte der „gelben“ Bewegung sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit. Der „Tag“ schließt seine Anpöbelung mit den Worten:

„Hart und steinig ist unser Weg deutscher Erneuerung zur Höhe; aber täglich mehr beschreiten ihn und atmen, befreit vom roten Nebel, im Lichte der siegenden Sonne.“

Auf dem harten und steinigen Weg darf man sich in Zukunft allerdings nicht mehr auf den Bauch legen, wenn's schief geht. Zumal man doch jetzt das Wort „deutsch“ mit großem „D“ schreiben wird. Der Deutschen Erneuerung durch Deutsche Männer steht somit nichts mehr im Wege. Das kleine „d“ auch nicht mehr.

Folgenschwere Explosion im Prag-Holleschowitzer Hafen.

Ein Arbeiter schwer verletzt.

Prag, 19. August. Im Holleschowitzer Hafen ereignete sich heute früh ein schwerer Unglücksfall. Dort war der Werkmeister Guhry damit beschäftigt, das seit längerer Zeit im Holleschowitzer Hafen liegende Motorboot „August“ wieder in Stand zu setzen. Gegen 11 Uhr hörte man plötzlich eine Explosion, der bald darauf eine zweite starke folgte. Gleichzeitig schoß eine Flammensäule in die Höhe und binnen kurzem brannte das ganze Boot, auf dem sich außer Guhry noch drei Arbeiter befanden. Mit brennenden Kleidern sprang der Werkmeister in die Moldau und die drei Arbeiter, von denen einer ebenfalls bereits Feuer gefangen hatte, folgten ihm nach. Nur mit Mühe gelang es der herbeigeeilten Feuerwehr, den Brand auf das Boot zu lokalisieren. Guhry wurde mit schweren Brandwunden am ganzen Körper ins Krankenhaus überführt. Sein Zustand wird als ernst bezeichnet. Eine Verwundung eines Arbeiters am Hinterhaupt ist leichter Natur. Die beiden andern kamen unverwundet davon.

Wie die Explosion zustande kam, ist bisher nicht klargestellt. Guhry ist angeblich vor den Restaurierungsarbeiten gewarnt worden.

Offene Anfrage an den Eisenbahnminister! Im Auftrage von ungefähr 40 Reisenden, welche am 16. August, abends 8.48 Uhr mit dem Prager Personenzug um 50 Minuten verspätet nach Kreibitz-Teichstatt kamen und keinen direkten Anschluß nach Warnsdorf hatten, weil der Bodenbacher Anschlußzug bereits abgefahren war (sie sollten drei einhalb Stunden auf Schnellzugsverbindung warten), ersuchen uns einige Leser unseres Blattes um Aufnahme folgender offenen Anfrage an den Eisenbahnminister: Wegen der Brückenreparatur bei Stranov werden die Züge Prag—Georgswalde über Nimburg geführt, durch welchen Umweg dieselben regelmäßig mit einer Verspätung von 30—55 Minuten in Kreibitz-Teichstatt eintreffen. Diese Tatsache ist Ihnen, Herr Minister, wohl ebenso bekannt, wie dem am 16. August abends in Kreibitz-Teichstatt diensthabenden Verkehrsbeamten, welcher trotzdem den Bodenbacher Verbindungszug (Teichstatt—Warnsdorf) ruhig vor Eintreffen des Prager Abend-Personenzuges abgehen ließ, weil angeblich im Dienstreglement nur eine 20-Minuten-Wartezeit vorgeschrieben ist. Diese Außerachtlassung außerordentlicher Ereignisse (Brückenbau!) bei der Auslegung der Dienstvorschrift bedeutet in diesem Falle eine Schikane des reisenden Publikums und der gesamten Bevölkerung des Warnsdorfer Bezirkes, welche durch eine derart rücksichtslose Durchführung der Dienstvorschriften in ihren Interessen geschädigt wird. Die Bevölkerung des Warnsdorfer Bezirkes fordert daher die sofortige Abstellung dieser Verkehrs-Schikane in Kreibitz-Teichstatt.

Der Bund proletarischer Freidenker ersucht uns um Aufnahme folgenden Aufrufes: Väter und Mütter! Das kleine Schulgesetz gewährt Euch zwei Möglichkeiten: Entweder Ihr erklärt Euere, die Schule besuchenden Kinder konfessionsfrei, dann brauchen sie den konfessionellen Religionsunterricht überhaupt nicht zu besuchen. Oder Ihr unterschreibet eine Erklärung, wonach Euere Kinder von der Verpflichtung, sich am Religionsunterrichte zu beteiligen, befreit werden sollen. Väter und Mütter! Ihr habt nicht nur das Recht, Ihr habt die Pflicht, eines von diesen beiden Mitteln zu wählen. Die Erklärung muß folgenden Wortlaut haben: An die Leitung der . . . Schule in . . . Wir ersuchen, daß unser(e) Kind(er) . . . geboren am . . „ Schüler(in) der . . . Klasse der . . ., usw., (hier werden alle Kinder angeführt)! auf Grund des § 3 A. 5. d. G. v. 13. Juli 1922, G. u. V.-S. Nr. 226, von der Verpflichtung, sich am . . . Religionsunterrichte zu beteiligen, befreit wird (werden). Ort und Datum, Unterschrift des Vaters und der Mutter, sowie Angabe der Wohnung.

Vom Schlachtfeld der Arbeit. Vor einigen Tagen wurde in der Fabrik der Firma Geipel u. Sohn in Grün bei Asch das 16jährige Mädchen G. Wunderlich beim Reinigen des Fußbodens von einer Transmission an den Haaren erfaßt und vollkommen skalpiert. Das Mädchen mußte sofort in das Spital überführt werden.

Lernt stenographieren! Mit gutem Erfolg verbreitet der Arbeiter-Stenographenbund seit 1896 seine Volkskurzschrift „Arends“, die seit vorigem Jahre auch in einigen Schulen in Schlesien eingeführt ist. Wer sich an örtlichen Kursen nicht beteiligen kann, melde sich sofort zum brieflichen Unterricht an bei der Bundes-Geschäftsstelle für brieflichen Unterricht des Arbeiter-Stenographen-Bundes, System Arends, Erich Altenberger, Waldenburg i. Schles., Fürstensteinerstraße 41.

Verkehrsunterbrechung beim Umbau der Stranover Eisenbahnbrücke. Die Staatsbahndirektion in Königgrätz teilt mit: „Wegen Umbau der Stranover Eisenbahnbrücke wurde vom 11. August l. J. zwischen den Stationen Chotětau—Stranov-Krnsko in der Strecke Prag-Wilsonbahnhof—Turnau der Gesamtverkehr auf die Dauer von zirka sechs Wochen unterbrochen. Unter Hinweis auf die in allen Stationen ausgehängten rosaroten Kundmachungen und Interimsfahrpläne machen wir das reisende Publikum auf die Schwierigkeiten beim Umsteigen und Uebergang auf der Unterbrechungsstelle aufmerksam. Die Beförderung von Personen mit Umsteigen wurde nur für den Lokalbedarf vorgesehen und sind laut Kundmachung die Reisenden von Stationen der Strecke Prag—Všetat nach Stationen hinter Jung-Bunzlau gegen Turnau—Reichenberg—Georgswalde-Ebersbach von der Beförderung über die Unterbrechungsstelle ausgeschlossen. Bei der Unterbrechungsstelle vor der Brücke auf der Seite gegen Chotětau ist kein Wartesaum und keine Fahrkartenstelle eingerichtet und haben die daselbst in den Zug einsteigenden Reisenden ihre Fahrkarten entweder in Stranov-Krnsko oder in der vorgelegenen Einsteigestation bis in die Bestimmungsstation zu lösen. Insbesondere machen wir aufmerksam, daß auf der Unterbrechungsstelle keine Gepäckträger sind und daß jeder Reisende für sein Gepäck selbst zu sorgen hat. Die in dieser Teilstrecke verkehrenden und nur für den Lokalverkehr bestimmten Züge führen nur eine beschränkte Anzahl von Wagen und kann eine Vermehrung der Plätze nicht stattfinden. Es liegt im Interesse des reisenden Publikums selbst, sich nach den von der Eisenbahnverwaltung getroffenen Verfügungen zu richten und die ohnehin schwierige Verkehrssituation durch Nichtbeachtung derselben nicht noch mehr zu erschweren.“

Völkische Angestelltenfreundlichkeit. Einer bis zum 31. Juli in der Expedition des Münchener Antisemitenblattes „Völkischer Kurier“ tätig gewesenen weiblichen Angestellten wurden seinerzeit von dem Expeditionsleiter folgende „Verträge“ aufgezwungen:

München, den 19. April 1924.

Fräulein . . . . . ., geboren 1. September 1897 zu München, verpflichtet sich, 14 Tage vor Austritt zu kündigen, die Kündigung erfolgt vom 1. bis 15. und vom 15. bis 1. jeden Monats. Bei Unpünktlichkeit, mürrischem Betragen sofortige Kündigung. Monatsgehalt beträgt 70 Mark. Außerdem ist die Arbeitszeit ganz verschieden, so daß wir uns an achtstündige Arbeitszeit nicht binden können, bei Krankheitsfall ist Fräulein . . . . . verpflichtet, einen Stellvertreter als Ersatz zu stellen, welchen sie von ihrem Gehalt zahlen muß. Fräulein . . . . . hat diesen Vertrag reiflich überlegt und ist mit demselben voll und ganz einverstanden. Dies bestätigt sie durch Unterschrift.

Der weitere Vertrag lautet:

Fräulein . . . . . ., geboren 1. September 1897 zu München, verpflichtet sich, einen Monat vor Austritt zu kündigen Die Kündigung erfolgt vom 1. bis 1. jeden Monats. Ab 1. Juni 1924 erfolgt hiermit die Kündigung der Ganzarbeit, somit am 1. Juli Kurzarbeit eingeführt wird. Bei Unpünktlichkeit, mürrischem Betragen sofortige Kündigung. Bei jeweiliger Kündigung wird kein Grund angegeben. Das Gehalt ab 1. Juli beträgt 40 Mark. Außerdem ist die Arbeitszeit verschieden, so daß wir uns an eine bestimmte Arbeitszeit nicht binden können. Bei Krankheitsfall ist Fräulein . . . . . verpflichtet, ein ärztliches Attest vom Vertrauensarzt der Krankenkasse zu übergeben, und zwar am 3. Krankheitstage. Fräulein . . . . . hat den Vertrag reiflich überlegt und ist mit demselben voll und ganz einverstanden.

So sieht das soziale Empfinden der völkischen „Erneuerer“ Deutschlands aus, die nicht einmal richtig deutsch schreiben können. Die „Verträge“, die nach kapitalistischer Scharfmachermanier die Notlage einer Angestellten auf das Unerhörteste ausnutzen, sind auch ein Beweis dafür, daß die Völkischen nichts anderes sind als Schutztruppen des die Arbeiter- und Angestelltenschaft ausbeutenden Kapitalismus.

Durch den Bayerischen Wald.

Erinnerungen an Bebel und Auer von Richard Fischer.

Auer, Bebel und ich machten im Frühsommer 1893 eine Fußwanderung durch den Bayerischen Wald, der damals noch nicht als Sommerfrische „entdeckt“ war. Nazi — wie Auer im parteigenössischen Freundeskreise hieß — hatte seine Heimatsliebe in all den Jahren, die er in Norddeutschland verlebt hatte, nicht bloß nicht erkalten lassen, sie war im Gegenteil je länger je mehr gewachsen. Soundso oft und mit vielem Stolze erzählte er uns in Berlin von den Schönheiten seiner niederbayerischen Heimat, dort gab es noch hier und da ein Stück Urwald und Urwald-Riesenbäume in Höhe und Stärke, wie wir sie, nach seiner begeisterten Schilderung, noch nie gesehen haben sollten. Und wenn wir etwas Phantasie zu Hilfe nahmen, konnten wir später dann seine Darstellungen bestätigen. So schlugen wir denn eines Tages ein, unter seiner Führung die Reise in den Bayerischen Wald zu unternehmen.

Von Berlin bis Cham brachte uns die Reichstagsfahrkarte. Dort übernachteten wir und brachen am andern Morgen in aller Frühe auf. Herrliches Frühsommerwetter begünstigte uns. Wir marschierten nie allzulange „in gleichem Schritt und Tritt“. Nazi, dem sein Heimatsdialekt Musik war — die einzige, die er verstand und die sich auf „Schnadahüpfl“ beschränkte —, fing mit jeder Bauersfrau, mit jedem Bauern oder Knecht, Buab'n oder Moadl, die uns begegneten, ein Gespräch an. August, dem Sprache und Landessitte völlig fremd waren, besaß die köstliche Gabe überhaupt nicht, ein Gespräch zu führen, während Nazi ganz ihrem Gedankengang sich anpassen und in ihrem Wortschatze sich ausdrücken konnte. Und einigermaßen konnte ich auch „mitdiskurieren“. Wenn wir beide nun bei solcher Begegnung ein paar Minuten stehen blieben und Nazi mit der Kunst des Virtuosen ausfrug: woher, wohin, was, warum, wieso, wozu? — dann marschierte August in seiner raschen Gangart voraus, als gelte es, möglichst bald an die Tore des Zukunftsstaates zu gelangen. Alle unsere Neckereien waren umsonst und August mußte soundso oft im Tage auf uns warten. Und er wartete mit freundlicher Geduld und freundlichem Lächeln. Meine schwache Seite waren die Kirchen, die Friedhöfe, die Kapellen; in den Kirchen die Altäre, Kanzeln und Beichtstühle; die Altarbilder, die vierzehn Stationen des Kreuzwegs; auf den Friedhöfen die Grabsteine, die Gedenkkreuze, die Totenbretter (die auch auf Straßen und Feldwegen standen und lagen), die Widmungen und Marterlsprüche. Und gar erst in den Kapellen und Wallfahrtskirchen die Votivtafeln und Weihgeschenke! Entdeckte ich gar einmal eine besonders liebliche, kindlich geschnitzte Madonna oder einen fürchterlich malträtierten Christus am Kreuze oder auf einem Friedhof ein in seiner Einfachheit prächtig wirkendes, von irgendeinem Dorfkünstler geschmiedetes und mit inniger Liebe sinnig verziertes Grabkreuz, dann rief ich meine „Heiden“ herzu — und Schnitzereien und Schmiedearbeiten erfreuten August's Herz und Auge ganz besonders.

Diese Verschiedenheit unserer Auffassung und unseres Geschmackes tat unserer Fröhlichkeit und Harmonie, mit der wir abseits der Hauptstraße durch Wald und Dorf zogen, keinen Eintrag, einer richtete sich nach dem andern, wollte einer einmal ruhen, lagerten wir uns zusammen.

August — ein „Böhm“.

Am ersten Tage unserer Wanderung kamen wir mittags zur „Schanze“, einem einsam auf einer Höhe gelegenen Bauernhofe. Die alten römischen Legionen, die längs der Donau bis nach Rumänien ihre Besatzungstruppen vorgeschoben hatten, hatten hier wohl gegen Norden einen Wachtposten aufgestellt und ihn durch Wall und Graben gegen Ueberfälle gesichert. Aus dem Lager war im Laufe der Jahrhunderte ein Bauernhof und ein Bauernwirtshaus geworden, das seiner schönen Lage wegen auch Gäste aus Cham und den umliegenden Orten anzog. Heute waren wir die einzigen Gäste. Die Wirtin bediente uns; gutes Bier in Flaschen und kalte Küche. Gar bald war Nazi in eifrigem Gespräche mit ihr und die Wirtin erzählte ihm all ihre Familienfreuden und -leiden. Dreizehn Kinder hatte sie schon zur Welt gebracht und war doch noch in den besten Jahren. Als die Wirtin zur Erledigung eines Auftrages gerade weggegangen war, belehrte August den Nazi, daß es sich nicht schicke, eine Frau nach der Kinderzahl zu befragen. „Was,“ lachte Nazi, der immer den Schalk im Nacken hatte, „Du willst mich lehren, was ich mit meinen Landsleuten zu reden habe! Sollst es gleich hören!“ Als die Wirtin wiederkam, frug Nazi leutselig nach allen Familienangelegenheiten. Und wie auf einer Wassermühle flossen die Antworten der Wirtin, die sich freute, unter den drei fremden Herren einen Landsmann gefunden zu haben, der „gar so nett zu diskurieren“ wisse.

Ein Glück, daß August den „Diskurs“ nicht verstand, aber das manchmal schwell herausbrechende übermütige Lachen der Bäuerin, Nazi's schelmische Züge um den Mund und seine spitzbübisch blinzelnden Augen ließen ihn vermuten, daß Nazi sich bei diesem niederbayerischen Dialog nie die Reserve auferlegte, die Knigge in einem „Umgang mit Damen“ vielleicht gezogen hätte. Nazi aber kannte seine Landsleute, er sprach in ihrer Ausdrucksweise und Gedankenwelt, ohne je die Grenze des dort üblichen Anstandes zu verletzen.

Plötzlich schlich im Hintergrund ein Mann in Unterhosen eilig um die Ecke; es war der Wirt. „Ja, meinen Sie, der leidet eben an der Insaullenzia!“ beantwortete die Wirtin etwas wegwerfend Nazi's Frage, ob das der Wirt und ob er krank sei. Der schelmische Nazi führte das Gespräch lachend weiter, bis August aus den lachenden Antworten der Wirtin schlußfolgerte, daß Nazi den Vorwurf der „Insaullenzia“ auch auf das Schlafgemach bezogen hatte, was die Wirtin unter Lachen nicht verneinte. Er gab Auer einen Puff und mahnte ihn, seine Spottlust zu zähmen. Die Wirtin verstand August auch nicht, meinte aber halb zur Seite gewandt und auf Bebel deutend: „Das ist wohl ein Böhm!“ Allen Ernstes bejahte Nazi diese Frage, die in dem Grenzlande, wo das Sprichwort gilt: „Trau, schau wem, besonders wenn ein Böhm!“ nichts weniger als eine Schmeichelei war, und erntete dafür ein verständnisvolles Blinzeln der Frau. Mich hielt sie, weil ich eine Brille trug, für einen Doktor. Auch diese Frage bejahte Nazi. Nun ließ die Frau an mir nicht locker, ihr doch für ihren Mann etwas „gegen die Insaullenzia“ zu verschreiben. Auf einen Wink von Nazi schien ich nicht abgeneigt zu sein, auf den energischen Protest August's lehnte ich ab, was die Frau noch mehr gegen den „Böhm“ aufbrachte. August hielt uns dann eine scharfe Strafpredigt über unseren leichtfertigen Uebermut, lachend verteidigten wir uns und entfernten uns dann, nachdem wir über den einzuschlagenden Weg uns von der Wirtin hatten unterrichten lassen. Kaum waren wir fünf Minuten weit gegangen, als wir vor einem Kreuzweg standen, von dem nicht weniger als drei Wege nach rechts abgingen, während wir „den Weg nach rechts“ abbiegen sollten. Ich mußte also zurück, um den rechten Weg zu erfahren. Nun die Wirtin mich aber allein hatte, machte sie nochmals einen dringlichen Versuch, etwas „verschrieben“ zu erhalten, und lachend erzählte ich bei der Rückkehr, daß ich mir gegen die Wirtin nicht anders habe helfen können, als daß ich auf ein Notizblatt ein paar unleserliche

Schmerzlose Entfernung von Gallensteinen? Der Arzt Dr. Hron in Berlin hat, wie er mitteilt, eine Entdeckung gemacht, durch die Gallensteinleidende in 24—48 Stunden, je nach dem Zustande des Patienten, vollständig geheilt werden können. Die Methode sei sehr einfach und der Patient fühle beim Abgang der Gallensteine keine Beschwerden. Die Methode Dr. Hrons hat Gegner gefunden, die die Richtigkeit seiner Angaben bestreiten. Die tschechische Aerztekammer wird demnächst ein Gutachten über den sensationellen Fall abgeben.

Ausweisung von Kommunisten aus der Schweiz. Auf Beschluß des Bundesrates wurden der kommunistische deutsche Reichstagsabgeordnete Thomas und der Sekretär der kommunistischen Partei von Paris Ilbert aus der Schweiz ausgewiesen.

Drei Knaben ertrunken. Eine aus sechs Knaben und einem Geistlichen als Aufsichtsperson bestehende Gruppe der in Ober-Perfuß (Nordtirol) untergebrachten Ferienkolonie „Schwarzgeier" brach Montag um 4 Uhr morgens, wie die „Neueste Zeitung" meldet, zu einem Ausflug auf und wollte bei Unter-Perfuß den Inn auf einer Fähre übersetzen, ohne die Ankunft des abwesenden Fährmannes abzuwarten. Das Fährboot wurde in der Nähe des anderen Ufers von der starken Strömung erfaßt und kippte um. Alle sieben Insassen fielen ins Wasser. Der Geistliche und drei Knaben konnten sich ans Ufer retten, während die anderen drei Knaben, sämtlich im Alter von 13 bis 14 Jahren und in Innsbruck wohnhaft, den Tod in den Wellen fanden. Ihre Leichen konnten bisher nicht geborgen werden.

Ein Teilnehmer der Weyprechtschen Nordpolexpedition gestorben. Wie die Blätter aus Graz melden, ist dortselbst im 80. Lebensjahre der Vizeadmiral i. R. Gustav Brosch, ein Mitkämpfer an der Seeschlacht bei der Lissa und Teilnehmer der Weyprechtschen Nordpolexpedition, gestorben.

Schwarze Bankiers. In unglaublich schneller Zeit haben die Neger den weiten Abstand, der sie von der Kultur des weißen Mannes trennte, eingeholt. Und es will viel besagen, wenn man jetzt aus Amerika, wo die Macht des Geldes noch am größten ist, hört, daß in der New Yorker City eine Negerbank gegründet wurde. Sie hat den Namen „National Negro Finance Corporation" und verfügt über ein stattliches Gründungskapital von einer Million Dollar. Gründer, Leiter und Angestellte der Bank sind nur Neger. Die Bank hat sich vollständig in den Dienst der nationalen Negerliga gestellt und sich zur Aufgabe gemacht, die geschäftlichen Unternehmungen der Neger zu fördern. Die Gründung einer solchen Bank war nötig, weil sich die amerikanischen Banken aus Rassegefühl meist weigerten, an „schwarze Geschäftsleute" Darlehen zu geben, obwohl sie Millionen von Dollars als Depositen von Negern verwalten.

Was man mit den Fäusten verdienen kann. Im Stadion vom Wembley London wurde vor vierzehn Tagen ein Boxkampf ausgetragen, der ganz England aufregte. Ein Irisch-Amerikaner, Gibbons, blieb gegen den berühmten Bloomfield Sieger. Das Arbeiterblatt „Daily Herald", der diesem Ereignisse zwei seiner großen Spalten widmete, schreibt unter anderem: „Der Kampf war für 20 Runden veranschlagt. Gibbons erhielt 10.000 Pfund und Bloomfield 6000 für einen tatsächlichen Kampf von 6 Minuten 55 Sekunden zugesagt. Das macht für den Sieger ungefähr 25 Pfund (3850 Kronen) die Sekunde, und für den Unterlegenen 15 Pfund (2310 Kronen). Es sind die größten Summen, die jemals in England für einen Boxkampf ausgesetzt wurden. Allerdings war auch der Eindruck ungeheuer, am meisten auf den billigsten Plätzen, wo Tausende von Frauen und Männern in der glühenden Sonne standen, drei Stunden im Stadion und vier außerhalb nur durch die Hoffnung aufrechterhalten, einiges von dem großen Ereignis zu sehen. Es kostete dennoch 7 Sh. 6 d (55 Kronen). Für diese Opfer an Zeit und Geld hatten sie einem Dreschen von sieben Minuten zuzusehen. Der Hauptkampf spielte sich jedoch erst nachher zwischen dem Unternehmer Major Wilson einerseits und den beiden Boxern andererseits ab. Gibbons und Bloomfield erhielten anstatt der zugesagten Summen nur je 3000 Pfund ausgehändigt; noch schlimmer erging es den Teilnehmern der Rahmenkämpfe, die ganz leer ausgingen.

Witterungsübersicht vom 19. August. In der Republik herrschte Montag stark veränderliches, windiges Wetter mit Regenschauern wechselnder Ergiebigkeit. Die größten Niederschlagsmengen fielen in Mähren und Schlesien. (Preran und Troppau 12, Olmütz 15, Brünn 16 Millimeter), und zwar in der letzten Nacht. Westböhmen und die Zips hatten Gewitter. Europa steht unter dem Einflusse des Tiefdruckwirbels an der Südspitze von Norwegen und seiner Ausläufer. — Wahrscheinliches Wetter von heute: Andauern des herrschenden Witterungscharakters. Wind etwas schwächer.

Volkswirtschaft.

Landwirtschaftliche Fragen.

Die Erntearbeiten. — Landwirtschaftliche Arbeiter. — Das Zollproblem. Wie hoch sind die Produktionskosten?

Emsig wird nun zur Erntezeit auf den Feldern gearbeitet. Im Schweiße seines Angesichtes ist der Landmann tätig. Wen vom Landmann die Rede ist, so meinen wir nicht nur den Bauer, der Besitzer ist, sondern vor allem jene, die als Lohnarbeiter tätig sind, um dem Boden die Früchte abzuringen. Jeder leistet auf seinem Platz das Höchste. Jene, die oft nur gedankenlos so beim Vorübergehen einen Blick auf Feld oder Wiese werfen, sind nur zu leicht geneigt, die Arbeit des schaffenden Landvolkes zu unterschätzen. Und doch hängt sehr viel davon ab. Die Ernährung der Menschen wäre ohne diese Tätigkeit nicht denkbar. Sowie der Bergmann aus den Tiefen der Erde den schwarzen Diamanten holt, damit Industrie, Handel und Gewerbe gedeihen können, so muß der Landarbeiter den Boden bearbeiten, um das Gedeihen der Feldfrüchte zu ermöglichen. Oft wird alle Anstrengung der Landleute durch Ungunst der Natur vernichtet. Die Werkstatt der am Lande Schaffenden hat über sich nur den Himmel als Dach und wenn die Natur nicht guter Laune ist, so ist eben jede Mühe schlecht entlohnt. Es ist immer ein gewisses Risiko von vornherein gegeben, denn nur einmal im Jahr kann der Landwirt seine erzeugten Produkte umsetzen. Auch an den technischen Leiter der Landwirtschaftsbetriebe werden hohe Anforderungen gestellt. Heute geht es nicht mehr so weiter zu wirtschaften wie einst zu Urgroßvaters Zeiten. Die Technik ist vorwärts geschritten und spielt eine wichtige Rolle. Damit ist nicht gesagt, daß die Handarbeit weniger wert ist. In der Landwirtschaft soll und muß sich beides zweckmäßig ergänzen. Um da die richtige Linie zu finden, bedarf es genauer Beobachtung. Eine Steigerung der Arbeitsintensität kann nicht einfach dadurch erreicht werden, daß man den Arbeiter ausbeutet, bis aufs letzte. Damit kann man unter Umständen zwar einen Erfolg haben, der aber kein dauernder ist. Zu der Landarbeit gehört aber auch Lust und Liebe.

Die Arbeitgeber oder deren Angestellte sind nur zuleicht geneigt, unter Anwendung des Druckes aus den Arbeitern mehr herauszuschinden. Auch die Entlohnung ist eine solche, daß Lust und Liebe zur Arbeit dadurch nicht besonders gefördert wird. Man findet nur sehr wenige Arbeitgeber, die loyal sind. Auch bei Erörterung aller übrigen Angelegenheiten, die die Arbeiter interessieren, stößt man diese vor den Kopf. Die Behandlung der Arbeiter als Menschen läßt viel zu wünschen übrig. Den Arbeiter und Angestellten, die die Werte schaffen, muß man eine gesicherte Lebensexistenz gewähren. Nicht nur in der Lohnfrage allein, sondern auch auf sozialpolitischem Gebiet muß man den Arbeiter den notwendigen Schutz zubilligen. Aber gerade den sozialpolitischen Schutz möchten die Agrarier bedeutend einschränken. Obzwar die Landbündler vorgeben, die Partei des Landvolkes zu sein, die allein imstande ist, das höchste Glück zu bringen, wissen wir doch, daß sie nur die Vertreter der Großen sind. Die Kleinen brauchen sie nur als Aufputz, um damit ihre Ablenkungsmanöver ausführen zu können. Daß es noch viele gibt, die diese Methoden nicht durchschauen, ist bedauerlich, aber es kommt die Zeit, wo auch diese Leute ihren Irrtum erkennen werden und ihnen den Rücken kehren. Die Entwicklung wird schon dafür sorgen. Denn die ganze parlamentarische Arbeit der Agrarier läuft darauf hinaus, die Kreise der Besitzenden soviel als möglich zu schützen und bei der Lastenverteilung den ärmeren Schichten den größeren Anteil zuzuschanzen. Wir haben ja bereits einige Male an der Hand von Tatsachen nachgewiesen, daß dem so ist. Unter Schutzmaßnahmen für den Landmann, stellen sie sich Dinge vor, die nur den Besitzenden zugute kommen sollen. Für die anderen, am Lande Tätigen, kümmern sie sich nicht, außer zu Wahlzeiten.

Auch bei Erörterung der Zollfrage kann man dies neuerlich beobachten. Der Getreidezoll, der verlangt wird, kommt in erster Linie dem Großgrundbesitz und den Großbauern zugute. Die Häusler und Kleinlandwirte haben davon nichts, weil sie nicht in der Lage sind, in größeren Mengen Getreide zu verkaufen, da sie für den Eigenbedarf das meiste selbst benötigen. Die große Mehrzahl derselben wäre gezwungen, sich das fehlende Getreide zu höheren Preisen als sonst zu kaufen. Durch den Getreidezoll würde auch unzweifelhaft eine Steigerung der Lebensmittelpreise eintreten. Die Arbeiter wären gezwungen, die Mehrausgabe, die sie dadurch haben, durch Lohnerhöhungen wettzumachen. Die weitere Folge davon wäre eine Verteuerung der Industrieprodukte und ein Steigen aller anderen Warenprodukte. Es müßten dann auch die Landwirte jene Produkte, die sie benötigen, zu einem höheren Preis einkaufen. Es löst eben eins das andere aus. Darunter würde auch unsere Exportfähigkeit leiden müssen. Die Industrie ist durch Zölle geschützt. Dieser Schutz überschreitet aber in sehr vielen Fällen seine eigentliche Absicht und wirkt grotesk. Es ist an der Zeit, da Wandel zu schaffen und an den Abbau der übermäßig hohen Zölle zu schreiten.

Die Agrarier sind nun vor Wochen ebenfalls mit dem Verlangen nach Schutzzöllen gekommen und bemühen sich auch, diese unter allen Umständen zu erreichen. Sie begründeten dies Verlangen damit, daß die Preise für Getreide zu niedrig sind. Sie wollen dadurch einen Ausgleich zwischen den Preisen der Industrieprodukte und den Getreidepreisen herbeiführen. Sie meinen auch, daß dadurch eine Verbesserung der Betriebsweise eintreten wird. Zweifellos könnte auch eine Steigerung der Erträge erzielt werden. Ob das just vom Zoll abhängig gemacht werden muß, ist eine Frage, die nicht jeder bejahen dürfte. Eine Verbesserung der Betriebsweise dürfte nach der Zollbewilligung wohl nicht sehr eintreten. Denn wenn den Agrariern der Weltmarktpreis plus Zoll- und Transportspesen für Getreide gesichert ist, werden sie sich nicht anstrengen, Verbesserungen durchzuführen, die Geld kosten. Für die Agrarier ist ja der Zoll nichts anderes, als ein Mittel, den Profit zu erhöhen. Unsere Landwirtschaft ist nicht imstande, den Bedarf der Bevölkerung an Bodenprodukten voll zu decken. Das Fehlende muß eingeführt werden. Nun ist der Freihandel nicht allgemein in Geltung und überall sehen wir nun, daß die Zollfrage erörtert wird. Dies geschieht meistens aus dem Grunde, um bei Handelsvertragsverhandlungen leichter Kompensationen zu erreichen. Auch bei uns wird man der Zollfrage nicht aus dem Wege gehen können. Wir verlangen jedoch, daß nicht durch eine Regierungsverordnung die ganze Sache bereinigt wird, sondern daß über den autonomen Zolltarif im Parlament und anderen zuständigen Körperschaften verhandelt werden muß. Dies ist umso notwendiger, als diese Frage nicht nur die Industriellen und Agrarier, sondern auch die Arbeiterschaft in hohem Maße interessiert. Bis dahin kann auch die Entscheidung über Getreidezölle vertagt werden. Wir haben ja im Bewilligungsverfahren schon eine Einfuhrgebühr von 30 K pro Meterzentner fixiert und damit kann man schon auskommen. In den letzten Wochen ist ein Steigen der Weltmarktpreise für Getreide eingetreten. Die Agrarier brauchen also nicht zu befürchten, daß niedrigere Preise kommen. Sie werden ihre Produkte zu Preisen verkaufen können, die annehmbar sind. Bis zur Regelung der Zollfrage wird man bemüht sein müssen, einen Modus zu finden, der dann auch der Landwirtschaft die Lebensmöglichkeit sichert. Ob man da just bei einem starren Zollsatz verharren muß oder nicht, wird sich zeigen. Es fällt niemandem ein, die Landwirtschaft schädigen zu wollen. Notwendig wäre es, einmal festzustellen, wie hoch sich die Produktionskosten für einen Meterzentner Getreide stellen, um dann auf dieser Grundlage Mittel und Wege zu suchen, die geeignet sind, der Landwirtschaft zu helfen. Wenn einmal festgestellt sein wird, wie hoch der Getreidepreis sein muß, um das Auslangen zu finden, wird man dann viel leichter in der Lage sein, einen Ausgleich zu suchen, der alle Teile befriedigen kann. Man wird die Frage eines Einfuhrmonopols oder gleitender Getreidezölle in Erwägung ziehen müssen. Die Landwirtschaft will ja selbst, so sagen sie es wenigstens, nichts anderes haben, als die Möglichkeit, ohne Verluste zu produzieren. Der Zoll, den sie verlangen, würde aber nur dazu benützt werden, sich hohe Profite zu sichern. Daß dem so ist, das hat Herr Fietz in einem Artikel selbst angedeutet. Bei Besprechung über die Bedeutung des Zolltarifes in der „Heimat" hat er unter anderem auch geschrieben: „Daß der Wirkung eines Schutzzollgesetzes eine ausschlaggebende Bedeutung zukäme, vorausgesetzt, wir würden nicht durch Massenbau im Inland und erzielter Exportüberschüsse die Preise unter Weltparität herabdrücken, und so die Schutzzölle wirkungslos machen."

An einer anderen Stelle sagt er: „Allerdings würde die volle Auswirkung des Zollschutzes bloß dann eintreten, wenn im Inlande keine Ueberproduktion entgegenwirkt." Nun eine Ueberproduktion besteht ja nicht in allen Getreidearten. Wir müssen im Gegenteil nach Angaben des Landwirtschaftsministers vor allem Weizen in der Höhe von ungefähr zweieinhalb Millionen Zentner einführen, um den Bedarf des Inlandes zu decken. Man sieht also aus den Aeußerungen des Herrn Fietz, daß es den Agrariern weniger um einen Schutz, als um den Profit bei den Zöllen geht. Gerade deshalb ist es notwendig, einen Preis zu ermitteln für die Produkte der Landwirtschaft, mit denen sie das Auskommen finden kann. Ist einmal dieser Preis genau ermittelt, so läßt sich dann, wie schon gesagt, viel leichter eine Lösung finden, die der Landwirtschaft ihre Existenzgrundlage sichert und Arbeiter und Konsumenten vor der Auswucherung bewahrt. Es muß ja nicht immer alles nach den Wünschen der Agrarier geregelt werden.

Da das Parlament in Kürze zusammentritt, wird die Frage des Zolltarifes neuerlich in ein akutes Stadium treten. Es ist deshalb notwendig, möglichst bald an die Ermittlung der Produktionskosten für Getreide zu schreiten um eine Bereinigung der strittigen Zollfragen in einer Weise zu erzielen, die allen Ansprüchen gerecht wird. Gegen eine Aufhalsung neuer unnötiger Lasten wird sich die Arbeiterschaft mit aller Kraft wehren.

Die Aussperrung der Bauarbeiter im Rheinland. Der deutsche Baugewerksbund teilt mit, daß nach den von den Arbeitnehmerverbänden vorliegenden Erhebungen bis heute von den rund 63.000 Mitgliedern der drei Arbeitnehmerverbände 6192 ausgesperrt sind. An dem Teilstreik sind 3195 Mitglieder beteiligt, sodaß insgesamt 9387 Mitglieder von der Bewegung betroffen sind. Demnach ist der Generalaussperrungsbeschluß der rheinisch-westfälischen Baugewerbs-Unternehmer, von dem ursprünglich 70.000 bis 80.000 Arbeiter betroffen werden sollten, nur teilweise durchgeführt worden.

Worte geschrieben hätte. Auch darüber war aber August noch ärgerlich, während Nazi den Scherz sofort durchschaut hatte. Noch lange Zeit später gab uns der „Böhm" oft Anlaß zu Scherzen.

Bebel und Bismarck.

Am ersten Nachmittag unserer Wanderung durch den Bayerischen Wald befolgten wir den Rat eines Bauern, den Weg „abzuschneiden". Ein Fußweg, den man nicht verfehlen könne und der mitten durch den Wald führe, kürze uns den Weg der Fahrstraße ganz bedeutend. Uns lockte der Weg durch den Wald. Er war auch prächtig. Während draußen auf den Wiesen schwälende Sonnenglut brannte, gingen wir im herrlichen Tannenwalde, den ab und zu ein Schlag Buchenwald durchbrach, in angenehmer Kühle und gedämpftem Lichte plaudernd unsern Weg. Kein Laut außer Finkenschlag und dem Widerhall unserer Stimmen unterbrach die Kirchenstille des Waldes; allmählich fanden wir, daß die uns angegebene Zeitdauer für die Waldwanderung reichlich überschritten sei, und auf einmal war auch der Weg unter unseren Füßen verschwunden. Zurück gingen wir; rechts bogen wir aus, links — wir fanden keine Fuß- oder Wegspur außer der, die wir gekommen waren und die ganz zurück zu verfolgen zu lange gedauert hätte.

Auf Geratewohl gingen wir so ein halbes Stündchen kreuz und quer durch den Wald, ob wir nicht doch einen Menschen oder einen Weg finden könnten; das unangenehmste war, daß es allmählich zu dämmern anfing und weit und breit auch nicht ein Laut auf unsere Rufe antwortete. Plötzlich war es mir, als hörte ich einen Axtklang; wir standen stille: „Nein, man hört nichts!" Kurz darauf erscholl wieder ein Axthieb, dann noch einer.

Nachdem wir uns über die Schallrichtung geeinigt hatten, gingen wir darauf zu. Ueber eine geraume Weile schimmerte etwas Weißes durch die Stämme: ein Holzfäller in Hemdärmeln! Er war über uns nicht weniger erstaunt als wir über ihn erfreut! Während er uns auf den Weg nach Heiligenblut führte, kamen wir mit ihm ins Gespräch. Er schien uns als ein kräftiger Sechziger, erklärte aber, 82 Jahre alt zu sein und eine noch „ganz junge Frau" zu haben; es stellte sich dann allerdings heraus, daß diese „ganz junge Frau" nur im Verhältnis zu ihm ganz jung war: sie zählte auch schon 50 Jahre! und daß das „jung" gleichbedeutend mit kurz verheiratet war! Wir hatten in unserem Handgepäck noch ein paar Berliner Butterbrötchen, die wir ihm anboten. Wie wunderte er sich über das weiße Mehl der Brötchen: er aß sie nicht, er steckte sie ein: damit wolle er seine Enkel beglücken! Aber als er von unserm Kognak kostete, da ging es wie ein Leuchten über sein Gesicht und seine Zunge schürfte das edle Naß, als wäre es Nektar der Göttertrank! So was Feines hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gekostet! Seine Augen leuchteten, so oft wir ihm anboten. Zuletzt wurde er ganz gesprächig: seit seiner Jugend, als er sich „zur Assentierung (Rekrutierung) gestellt" hatte, in Cham drüben, war er nicht mehr „aus dem Walde" herausgekommen! Jahraus, jahrein hatte er als Holzknecht gearbeitet; er hatte geheiratet, seine Kinder erzogen, Kinder und Weib begraben — alles „im Walde". — Er hatte auch noch nie im Leben eine Eisenbahn gesehen, die Welt da draußen war ihm ein Geheimnis, nach dessen Lüftung er keine Begierde trug. Die Politik war ihm gleichfalls ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch und da er nicht lesen konnte, wußte er auch nichts von Zeitungen. Aber eine Kunde war auch in seine Waldeinsamkeit gekommen: die Kunde von einem Volksmann der für die Arbeiter gesorgt habe! Man kann sich unser Erstaunen vorstellen als er uns den Namen dieses „Volksmannes" nannte: Bismarck!

„Bismarck?"

— „Ja, Bismarck! Das sei noch ein rechter Mann! Der habe für die Arbeiter gesorgt! Jetzt brauche er nur alle Quartal seine Frau aufs Bezirksamt „einischicken" — nicht einmal eine Eingabe brauche er zu machen! — und da kriege sie seine — „Pension"! Und wie schön sei das! Früher, wenn so ein Alter, wie er, am Sonntag auch mal ins Wirthaus gegangen sei und ein oder zwei „Stamperln" Schnaps getrunken habe, da hätten ihn die Bauern „schiach" (scheel) über die Achsel angesehen und voll Verachtung zum Verstehen gegeben, daß der „alte Schnapser" doch bloß auf ihre Kosten „lumpe"; — jetzt sei das ganz anders; jetzt verzehre er sein Geld, seine — „Pension", könne sich neben den Bürgermeister setzen, und wenn diesem das nicht passe, so könne er — und nun zitierte der autochthone Bajuvare, der nie etwas von Goethe und seinem Götz von Berlichingen gehört hatte, ganz richtig und wortgetreu das im ganzen Bayernlande wohlbekannte Zitat!

Nazi konnte natürlich das „Frozzeln" in diesem Augenblicke nicht unterlassen, er kniff sein linkes Auge zu und sagte ganz harmlos zu Bebel: „Na, August, was sagst Du nun?" August lächelte, denn er verstand Nazi's Bosheit! Aber Nazi wandte sich jetzt an seinen Landsmann und meinte: „So, so, Bismarck hat Dir eine Pension ausgesetzt?" — — „Na, na," unterbrach ihn der biedere Waldler, „jeder Arbeiter kriegt jetzt so 'ne Pension!" — „So, jeder Arbeiter — aber, sag' mal, hast Du nie was von einem anderen Volksmann gehört, von einem August Bebel?"

Von diesem hatte nun der prächtige Alte nie ein Wort gehört, er wußte auch nichts von der Sozialdemokratie und ihren Bestrebungen!

Als er uns auf den Fahrweg nach Heiligblut gebracht hatte, verabschiedete er sich voll Dank und Freude über das gespendete kleine Trinkgeld, das in seinen Augen viel höheren Wert darstellte, als in unseren, und wir gingen fröhlich Heiligblut zu, August rechend!

Armer August! Wie oft mußte er in späteren Jahren noch unsere Neckerei ertragen über den „Volksmann Bismarck"!

Kleine Chronik.

Psikain als Kokainersatz.

Dem Münchner Chemiker, Geheimrat Professor Dr. Willstätter, ist es vor kurzem gelungen, eine Reihe von Kokainen künstlich herzustellen, und Professor Dr. Gottlieb in Heidelberg hat an Tierversuchen nachgewiesen, daß die Verbindung eines dieser künstlichen Kokaine, das sogenannte Psikain, eine stärkere schmerzstillende Wirkung entfaltet als das echte, aus den Kokablättern gewonnene Präparat. Professor Gottlieb hat an Tierversuchen gezeigt, daß Psikain in Mengen, die beim Kokain bereits schwere Vergiftungen hervorbringen, nicht giftig wirkt. Im übrigen gleicht die medikamentöse Wirkung des Psikains durchaus der des echten Kokains. Der Vorzug des Psikains besteht also hauptsächlich in der viel geringeren Vergiftungsgefahr. Sehr wichtige Beobachtungen wurden bei Kehlkopfoperationen gemacht. Psikaineinpinselungen machen den Kehlkopf für alle Eingriffe unempfindlich; die schmerzstillende Wirkung des Psikains tritt in der halben Zeit ein gegenüber dem Kokain, und Vergiftungserscheinungen werden nie beobachtet. Ein anderes Gebiet, auf welchem das Psikain sich glänzend bewährt, ist die Urologie, sind Operationen an den harnbildenden Organen. Zur Unempfindlichmachung der Harnröhre genügt eine ¼- bis ½prozentige Psikainlösung, wenn 5 bis 10 Gramm der Flüssigkeit während fünf Minuten einwirken. Mehrere Mediziner haben sich aus Begeisterung für die Wissenschaft zu Versuchen mit Psikain bereitgestellt. Die ohnmachtähnlichen Zustände und die Uebelkeiten, die das echte Kokain schon in Dosen von fünf Zehntelgramm hervorruft, fehlen beim Psikain, wobei man bis zu Dosen von sieben Zehntelgramm gehen kann. Die schweren Rauscherscheinungen, vor allem die trügerischen und sehr gefährlichen angenehmen Empfindungen, welche das sehr giftige Kokain hervorruft, fehlen bei Psikain. Dieser Unterschied gegenüber dem Kokain ist sehr auffällig. Damit läge die praktische Bedeutung des Psikains im Fehlen einer Gefahr des Psikainismus. Bestätigt sich die volle Erfindbarkeit des Kokains durch Psikain auf allen Anwendungsgebieten, so würde die von jedem Psychiater nachdrücklich zu unterstützende Forderung zahlreicher Aerzte, die Herstellung und Anwendung des so gefährlichen und giftigen Kokains von Staats wegen zu verbieten, zu erfüllen sein.

Die Geschichte der „Sterne und Streifen". Der Ursprung der Flagge der Vereinigten Staaten von Amerika, des Sternenbanners, ist recht wenig bekannt. Im Jahre 1775 wurde ein Ausschuß eingesetzt, der eine gemeinsame Flagge für die dreizehn Kolonien entwerfen sollte, aus denen die Vereinigten Staaten ursprünglich nach dem Unabhängigkeitskriege, der sie von der englischen Herrschaft freigemacht hatten, bestanden. Die Flagge, auf die man sich einigte, unterschied sich nicht wesentlich von der jetzigen, ausgenommen dadurch, daß sie nur dreizehn Sterne trug, die zusammen mit den dreizehn roten und weißen Streifen die dreizehn Staaten symbolisierten. Durch Kongreßbeschluß vom 17. Juni 1777 wurde die amerikanische Flagge endgültig eingeführt; aber erst später wurde bestimmt, daß die Streifen aus sieben roten und sechs weißen Bändern bestehen sollten, und es gibt noch einige sehr alte Flaggen mit sieben weißen und sechs roten Streifen. Man hat lange geglaubt, daß der amerikanische Adler und die Flagge aus Washingtons Familienwappen entnommen seien, doch ist das nicht sehr wahrscheinlich, da Washington einen Raben und einen Adler im Wappen führte, allerdings aber horizontale rote Balken, beschienen von roten Sternen. Indessen hat man hier vielleicht die Inspiration zur amerikanischen Flagge geholt, deren tiefe Bedeutung war, daß jeder Staat der Union in der Nationalflagge mit einem Stern und einem Streifen vertreten sein sollte. Als später dazugekommene Staaten anerkannt wurden, so Vermont 1790 und Kentucky 1792, handelte man nach diesem Grundsatz und vermehrte die Zahl der Sterne wie der Streifen von dreizehn auf fünfzehn. Einige Jahre später betrug ihre Zahl schon 25, aber schließlich fand man das System unpraktisch, und 1813 beschloß man daher, zu der ursprünglichen Zahl von dreizehn Streifen zurückzukehren, aber dafür die Anzahl der Sterne bei jedem neu dazugekommenen Staat zu vermehren, so daß man aus den Sternen der Flagge genau ersehen kann, aus wieviel Staaten die Union besteht. Uebrigens hat jeder der Unionstaaten auch noch seine eigene Flagge, häufig mit einem englischen oder lateinischen Motto.

Sieben Fuß lange Zähne. Zu Casamari in der Nähe von Arpino in der Campagna, etwa 75 Kilometer südöstlich von Rom, wurde bei Grabungen eine merkwürdige Säule gefunden, die der Prior des Klosters von Casamari, Fisciarli, zunächst für einen versteinerten Baumstamm hielt. Prähistoriker stellten aber dann fest, daß es sich hier um das Fossil eines Mastodonzahnes handelt. Es wurden auch noch andere Zähne dieses vorsintflutlichen Riesenmammuts gefunden; einige von ihnen messen in der Länge 7 Fuß 6½ Zoll bei 8 Zoll Durchmesser und einem Gewicht von 350 Pfund.

Sinfonie des Korns.

Von **Paul W. Eisold.**

Das war als Knabe: da lag ich zwischen den wogenden Kornfeldern auf schmalem Rain, die Arme unter dem Kopfe verschränkt und weit geöffnet das Herz. Der Blauhimmel floß in die durstigen und im guten Sinne unersättlichen Schalen meiner Augen, im leichten Gewoge der Halme schwand der Erdboden unter mir. Mittägliche Stille und Hitze verträumten sich und schwangen im melodischen Summen der Insekten, und fern plätscherte einer Lerche verirrtes Trillern, die im Orchester die erste Geige führte und den Kantus noch mehr der Erde enthob. Und in diesem Zusammenhang jubelte mein junges Dasein hinein, verschwenderisch mit allen Farben der Schönheit und Wonne und mit den kühnsten Kähnen der Hoffnung: ein seliger Schiffer zu noch seligeren Ufern!

Da schien mir die Arbeit des Kornbauens als die Erfüllung meines Lebens. Da bewimpelte sich mein Herz mit allen Fahnen des Stolzes und träumte sich des goldenen Segens Felder, Scheuer und Tenne voll. Etwas Heiliges, Großes, Unsagbares dünkte es mich um das reifende Brot, ich erschauerte vor dem Mysterium des Werdens, das da war und mich drückte, das ich aber nicht begriff.

Das war als Knabe! Ach, ich bin kein Landmann geworden. Das Leben rechnete anders, ich muß meinen Passivposten anders ausgleichen. Es drückte mir eine Feder in die Hand, zu Lust und Wehe. Es begrub mich im Steinsarg der Großstadt, fern den Wundern draußen, fern dem ewigen Lied des Korns.

Aber: die Sehnsucht ist umso wacher geblieben! Und liege ich heute wieder einmal auf schmalem Rain zwischen den Feldern, so fällt meine äußerliche Hülle, dieses Bedingtsein und Müssen, dieser gezwungen rechnende, berechnende Mensch von mir ab, und mit tausend Trompeten ist der Knabe wieder aufgestanden, der selige Knabe. Allein die mit zehnjähriger Phantasie errichtete Himmelsleiter hält dem Manne nicht mehr stand, fester schon und realer sind die Sprossen gefügt und hinter jeder guckt ein Zipfelchen Wirklichkeit hervor. Aber — dieses Heilige ist geblieben, dieses leise Erschauern, und blicke ich heute über das Kornfeld und höre das dunkle Rauschen und sehe die lichten Wogen, dann fühle ich wie einst des Wunders Macht.

Ich lag also wieder einmal in der Cäsur zweier Kornfelder, lang hingestreckt und schwebend zugleich. Wie anders sah die Welt aus der Maulwurfsperspektive aus, größer, reicher, geheimnisvoller! Die schlanken Halme, im leichten Winde bewegt, wischten bündelweise über den strahlendblauen Himel hin, der wieder heruntergefallen war und sich um mich verspülte. Und die summende Stille flirrte, ein verirrter Tautropfen glitzte noch wie ein Kristall an einem der Halme, die so fein, so leicht, so jungfräulich in die Höhe stiegen, wie ein zartes Gedicht, wie ein Gedicht ohne Worte. Mit welcher Grazie bog sich ihr borstiges Köpfchen, welche Hingebung, Demut, Liebe barg sich hier! Und mit jeder noch so schwachen Bewegung ging ein schwaches Zittern bis zur Wurzel: Spiegelbild meines eigenen Erschauerns.

Dicht stehen die Halme nebeneinander friedlich und einer dem anderen Licht gebend und Schutz gewährend. Kein Existenzkampf entbrannt, alle sind zu gleicher Höhe erwachsen, alle tragen das gleiche Gesicht, alle fühlen sich einer Mutter entsprossen, fühlen sich eines Geschlechtes. So wächst und reift und blüht ein jeder für sich, ja, sie geben von ihrem Blühen noch ab, aber sie sind doch im einzelnen auf die Einheit in der Vollendung des Selbst, auf die Vollendung der Masse bedacht. Gewiß, einer kann nichts, einer ist nichts, aber viel Eine geben ein Ganzes, geben den Ausdruck, das Gesicht, das Werk. Die große Idee, im Einzelnen verankert: so wird sie zu strahlendstem Siege geführt, so wird sie Gestaltung: einer für alle.

Einer ist alle! Da rauschte das Korn in mächtigen Akkorden. Wieder führte die Lerche die erste Geige, und die Grillen bedienten fleißig die Holzinstrumente — aber mein Herz schwang nicht mit, mein Herz war nicht der ewigen Sinfonie Kapellmeister: ich dachte an die Menschen, an die Menschen, die so viel gescheiter als die dummen Kornähren sind!

Kunst und Wissen.

„Aida" im Freien.

Seit drei Wochen wird in Wien von einer italienischen Operngesellschaft Giuseppe Verdis „Aida" im Freien aufgeführt. Der Fußballplatz des Vienne-Klubs auf der „Hohen Warte" wurde in ein Freilichttheater von ungeheueren Dimensionen umgewandelt. Eine Riesenarena wurde erbaut, die nicht weniger als 25.000 Personen faßt, und dieses Auditorium, von dessen Ausdehnung man sich schwer eine Vorstellung macht, ist bei jeder Aufführung fast ganz besetzt. Eine kleine Völkerwanderung geht jeden Abend, an dem gespielt wird, aus der Stadt dem Westen zu, und ein unübersehbares Heer von Straßenbahnwagen befördert gegen Mitternacht die Besuchermassen in alle Richtungen der Stadt nach Hause. Nur mit des Wetters Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten: Es regnet fast jeden zweiten Tag, es regnet in Wien mit unheimlicher Pünktlichkeit immer, wenn eine Freilichtaufführung stattfindet. Wenn das Wetter aber gnädig ist, dann ist die „Aida" unter tiefblauem Sternenhimmel ein seltener Genuß, ein dusterfülltes, bannendes Nachtmärchen aus Alt-Aegypten.

Zwei mächtige Obelisken flankieren die Riesenbühne, deren Hintergrund ein monumentales Stadttor bildet. Wuchtige Steinquader türmen sich gigantisch auf, Riesenfiguren sind in sie eingegraben — von vorn, bei starker Beleuchtung, sieht das wahrhaftig so aus. Selbst wer so unvorsichtig war, noch bei Tageslicht die Rückseite der Bühne einer Musterung zu unterziehen, und deshalb weiß, daß diese Steine teils bemalte, teils mit bemalter Leinwand überspannte ganz dünne Holzwände sind, vergißt die nüchterne Wirklichkeit, wenn drei Riesenscheinwerfer quer über den Zuschauerraum hinweg die Szene mit künstlichem Tageslicht überfluten, und von den ebenfalls gemalten Pyramiden her der Triumphzug der siegreichen Aegypter kommt. Einen derartigen Massenaufwand an Statisterie hat man hier lange nicht gesehen. Tausend Personen ziehen in diesem Akt mit, Pferde, zwei richtige Kamele, ein ungeheures Ballett, ein Schwarm putziger kleiner Negerlein, ein Farbenrausch prächtigster Kostüme, eine Sinfonie in Licht, Musik, Bewegung und Buntheit — Fanfarenbläser schmettern von den Mauern, Blumen flattern nieder von den Türmen, als der Feldherr unter dem Purpurbaldachin hereingetragen wird. In dieser grantiosen Szene liegt natürlich der Höhepunkt der Aufführung, was die Ausstattung anlangt. Dieses bunte, bewegte, reiche Bühnenbild ist ja auch nicht mehr zu überbieten. Im Gegensatz zu der Prachtentfaltung des Einzugs sind die anderen Teile recht einfach gehalten und ganz auf die Musik eingestellt. Die ersten vier Bilder sättigen das Auge — die letzten drei geben alles dem Ohr. Der Nilakt ist von wunderbarer Stimmungsgewalt, richtiger Wind bewegt die Palmen, richtiger Mond bescheint die Gestade, und richtige Wolken segeln hinter den Stadttürmen vorüber — der Zauber dieser Szenen läßt sich nicht beschreiben. Ein paar Säulen und Wände engen den Raum ein — Zimmer im Palast — noch enger schließen sich die Mauern — Kerker, blau beleuchtet, oben, zwischen goldenen Räucherpfannen vor der Statue des Gottes, tanzen in rotem Licht Mädchen den heiligen Tanz — die Bühne versinkt im Dunkel, blendendes Weiß fließt über die Arena. Ein dumpfer Lärm hebt an, eine sonderbare Beifallsart: Da der Boden mit Holz bedeckt ist, trampelt das Publikum, trampelt vor Freude, vor Begeisterung, vor Dank. Und zwischen den Künstlern erscheint der Dirigent, der Beherrscher des riesenhaften, aus den besten Wiener Musikern bestehenden Orchesters, kein Geringerer als der berühmte Komponist Pietro Mascagni, im Kreis der Hauptdarsteller, Tina Poli-Randaccio (Aida), Maria Gay-Zentenello (Amneris), Giovanni Zentenello (Rhadames).

Aber wir sind im zwanzigsten Jahrhundert und die Gegenwart pfeift grell ihre Melodie in die Harmonien des Märchens: Die Lokomotiven der Franz-Josefs-Bahn und die Elektrische lassen sich hören, die Autos zeigen, daß sie da sind, — und die Angestellten des ungeheuren Büfettbetriebs erinnern die Zuschauer daran, daß auch der Magen ein Recht hat, beachtet zu werden. Es gibt nicht nur „Aida" mit „Mascagni"-Schokolade, es gibt auch „Aida"-Würstchen, denn vier Stunden Kunst in freier Luft macht auch den Begeistertsten hungrig. Und so haben die Bier- und Wurst-, Zigaretten- und Semmelverkäufer auch ihren Anteil am Gewinn dieses Unternehmens, das wegen seiner bisher nicht dagewesenen Größe ein kühnes Wagnis war, aber zu einem durchschlagenden Erfolg führte.

Fritz Rosenfeld-Wien.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Das Beste für Ihre Augen
liefert **Optiker Deutsch,** Prag,
Graben 25, II. Etage.
1332

Aus der Partei.

Bezirkskonferenz Schluckenau. Am Sonntag vormittags fand im Vereinslokale in Schluckenau die ordentliche Jahreskonferenz des Bezirkes Schluckenau-Hainspach statt. Die Konferenz war von 42 Delegierten besucht. Als Vertreter der Kreisorganisation war Gen. Goth erschienen. Die Lokalorganisationen Kunersdorf und Niedereinsiedel hatten keine Vertreter entsendet. Gen. Reyzl als Bezirksvertrauensmann eröffnete die Konferenz um halb 9 Uhr früh und gab die Tagesordnung bekannt. Nach der Wahl des Präsidiums erstattete die Bezirksleitung den Tätigkeitsbericht. Gemeindewahlen, Werbeaktion und Aufklärungstätigkeit gab der Bezirksleitung genügend Möglichkeit, eine rege und erfolgreiche Tätigkeit zu entfalten. Bezirks- und Lokalorganisationen haben während der Berichtsperiode ihre Geschäfte in zwei Bezirks- und einer Gemeindevertreterkonferenz, sechs Bezirksleitungssitzungen und 53 Parteiversammlungen erledigt. Bei den Gemeindewahlen haben wir 44 Prozent der Stimmen gegenüber der Wahl von 1919 verloren. 15 Prozent davon haben die Kommunisten und 29 Prozent sind an die bürgerlichen Parteien verloren. In der Berichtsperiode haben wir 274 neue Mitglieder für die Partei gewonnen. Die Einnahmen betrugen 13.073 Kronen, die Ausgaben 8.808 Kronen. 22 öffentliche Volksversammlungen wurden einberufen, um zu politischen Tagesfragen Stellung zu nehmen. Bücher und Broschüren wurden verbreitet, und Lichtbildervorträge abgehalten. Ueber Organisation und Bildungsarbeit sprach Gen. Goth. Er gab den Genossen wertvolle Winke, wie die Tätigkeit in der Gemeinde und Lokalorganisation zu gestalten ist, damit wir mit Erfolg für die Partei arbeiten können. Zu diesem Punkte wurde folgender Antrag angenommen: Die Bezirksleitung wird beauftragt, alles vorzubereiten, damit im Oktober eine Werbeaktion für die Partei und im November eine solche für den Konsumverein durchgeführt werden kann. Nach Erledigung einiger organisatorischer Fragen wurde die so anregend verlaufene Konferenz nach 12 Uhr mittags geschlossen.

Vereinsnachrichten.

Wran-Urania-Kino. Beginn der neuen Spielzeit Freitag, den 22. ds. mit der Erstaufführung „Der Weg zu Gott". Karten Smečky 22.

Turnen und Sport.

Klärung im Arbeitersport.

Der Zeitungsdienst des deutschen Arbeitersports bringt unter diesem Titel einen Artikel, der auch bei uns stärkstes Interesse hervorrufen wird, zumal er auf das Karlsbader Bundesturnfest Bezug nimmt.

Wir dürfen hoffen, daß für Deutschland jetzt eine Zeit der Ruhe einkehrt, die es erlaubt, den Blick etwas mehr auf das tägliche Leben im Innern zu lenken, als das bisher möglich war. Da scheint es auch an der Zeit zu sein, innerahlb der Arbeiterbewegung einmal nach dem Rechten zu sehen, um in das Chaos, das seit der Revolution sich gebildet hat, ein wenig Ordnung zu bringen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, tritt nun bald eine Konsolidierung der politischen Lage ein, deren natürliche Folge eine reinliche Scheidung zwischen den verschiedenen politischen und gewerkschaftlichen Strömungen der Arbeiterschaft sein wird. Der sogenannte Radikalismus wird seiner besten Hilfsmittel beraubt, sobald der Arbeiter wieder festen Boden unter den Füßen verspürt, geregelte Arbeitsverhältnisse ihm gestatten, über den Tag hinaus zu sehen und zu denken. Außenpolitisch ist der Kampf zwischen östlicher und westlicher Orientierung zugunsten der letzteren entschieden; Moskau wird das deutsche Schlachtfeld als Hauptkriegsschauplatz räumen müssen; schon konzentriert es sich weiter östlich auf Westpolen. Es beginnt der Endkampf zwischen Sozialismus und Bolschewismus auf der ganzen Linie. Dieser Kampf wird entscheidend auf deutschem Boden ausgefochten werden. Da kann es nicht gleichgültig sein, wie sich die Kulturorganisationen der deutschen Arbeiter zu diesen Fragen einstellen.

Bisher ist in keiner dieser zum Teil starken Organisationen eine reinliche Scheidung erfolgt. Der Kommunismus ist einer Entscheidung immer ängstlich ausgewichen und hat damit die Schwäche seiner Position selbst eingestanden. Die Verhältnisse drängen im Arbeitersport zu einer Entscheidung, der kommunistische Einfluß wird gebrochen werden, sei es selbst um den Preis einer von den Moskauern versuchten Spaltung. Der Kampf geht um die Zurückgewinnung sozialistisch neutralen Bodens, er richtet sich von sozialistischer Seite nicht gegen die kommunistischen Arbeiter, sondern nur gegen die von Moskau eingesetzten Zellenbauer, die sich im Schweiße ihres Angesichts abmühen, künstliche Gegensätze zu erzeugen, um damit die Bewegung in steter Unruhe zu erhalten. Wohin die Nachgiebigkeit gegenüber diesen Demagogen führt, das zeigte sich wieder einmal drastisch bei dem Fest der deutschen Arbeiterturner in der Tschechoslowakei, das am vorigen Sonntag in Karlsbad abgehalten wurde. Die kommunistische Abordnung der Partei mißachtete unter dem Einfluß ihres Berliner Einpeitschers alle Abmachungen und versuchte sogar im Festzuge ein Plakat mitzuführen, das eine gemeine Beschimpfung der Sozialdemokratie enthielt. Das Plakat wurde ihnen zerrissen vor die Füße geworfen, worauf sie aus dem Zuge austraten. Aber nicht ein einziger Turner folgte ihrem Beispiel. — Nach diesem Vorfall besteht nirgends mehr die Neigung, den kommunistischen Generalstab zu der nächstjährigen Weltolympiade nach Frankfurt a. M. einzuladen.

Wenn erst im Arbeitersport sich eine Klärung vollzogen haben wird, werden auch die übrigen Organisationen des geselligen und Unterhaltungsgebietes bald folgen. Unter den Sängern ist seit längerer Zeit Ruhe eingekehrt, nachdem ein Vorstoß in Bremen fehlgeschlagen ist. In Berlin besteht ein kommunistischer Verein, dessen Leistungen sehr minderwertig sind. Auf anderen, weniger entwickelten Gebieten des Vereinswesens spielt proletarisches Spießertum manchmal radikale Töne, die aber nicht ernst genommen werden brauchen.

Es wird Sache der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sein müssen, überall zur Reinigung der Atmosphäre in der Arbeiterbewegung beizutragen. Das Gift des Bolschewismus muß auf seinen engeren Herd zurückgedrängt werden, eher kann eine völlige Gesundung der deutschen Arbeiterbewegung nicht eintreten.

Aus der sozialistischen Sportinternationale. Das Bureau der sozialistischen Sportinternationale hält am 14. September eine Sitzung in Wien ab. Am 16. September tagt es gemeinsam mit den örtlichen Ausschüssen für die Arbeiterolympiade in Frankfurt a. M.

Falkenauer Fußballklub schlägt „Hedvina" Dux 4 : 0 (3 : 0). Dux war der F.F.K. Mannschaft kein ebenbürtiger Gegner und verdankt seine geringe Niederlage nur ihrer guten Verteidigung. Tore schossen: Fischer und Zintl je 1, Fritsch 2. Schiedsrichter einwandfrei.

Verbreitet den „Sozialdemokrat".

Herausgeber: Dr. Ludwig Czech und Karl Cermak.
Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Riehner.
Druck: Deutsche Zeitungs-A.-G., Prag
Für den Druck verantwortlich: O. Holik.

Druck- und Verlagsanstalt Gesellschaft m. b. H. Teplitz-Schönau,
Tischlergasse 6, 1002
empfiehlt sich den P. T. Behörden, Vereinen, Organisationen, Gemeinden und Kaufleuten zur Herstellung von Drucksorten: wie Tabellen, Büchern, Broschüren, Zeitschriften, Zirkularen, Mitgliedsbüchern, Einladungen, Plakaten, Flugschriften, Fakturen, Briefpapieren etc. in solider und rascher Ausführung. Setzmaschinenbetrieb und Rotationsbetrieb.